~~Anno 1838.~~

№ 33.

<3662870704001O

<3662870704001O

Bayer. Staatsbibliothek

~~Anno 1838.~~

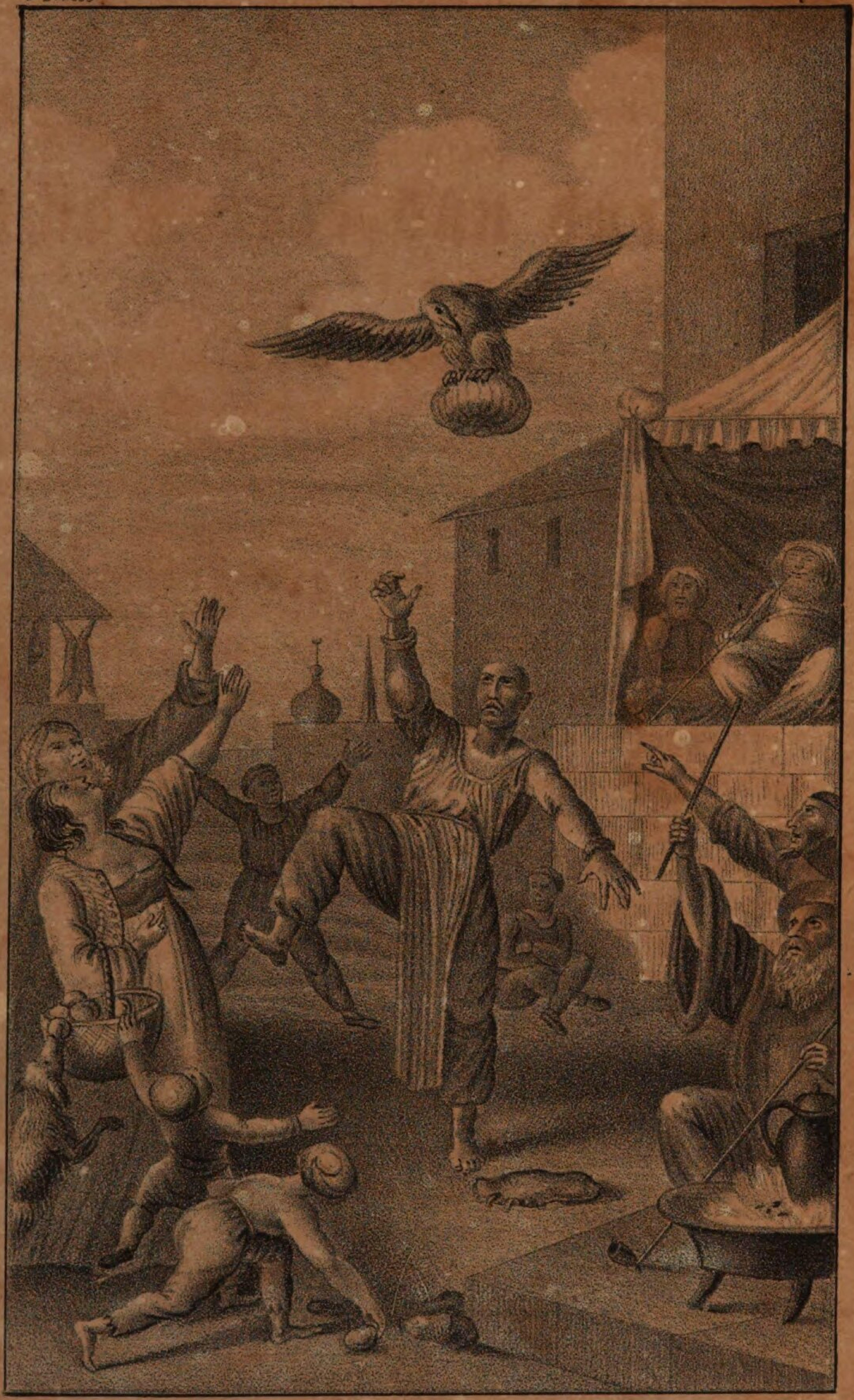
No. 33.

<36628707040010

<36628707040010

Bayer. Staatsbibliothek

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN



Zu der Geschichte des Kogia Hassan Alhabbal.

Mährchen

der

Tausend und eine Nacht

für Kinder

von

Albert Ludwig Grimm.

Erster Theil.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1827.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Der Wundergarten.

(Statt der Vorrede.)

In dem fernen, fernen Morgenlande lag ein alter, schöner Königsgarten, der alle Gärten der benachbarten Reiche an Pracht und Anmuth übertraf, und wohl verdient hätte, zu den Wundern der Erde gerechnet zu werden. — Er bestand schon seit vielen Menschenaltern, und der Name des Königs, der ihn anlegen ließ, war schon längst im Laufe der Zeit verklungen, und mit ihm auch der Name des kunstgeübten Gärtners, in dessen Geiste das Bild des Gartens entstanden, und nach dessen Anordnung diese Wunderschöpfung lebendig hervorgegangen war.

Es konnte indessen nicht fehlen, daß bei dem Alter der Anlage mancher Weg nicht mehr so geführt war, wie es die Sitte einer spätern Zeit mit sich brachte; daß die Bauart manchen Lusthauses nicht zu dem Geschmacke der neuesten Zeit stimmte; daß die Laubgänge und Gebüsche nicht mehr so strenge unter dem Schnitte der Haagscheere gehalten wurden, und etwas verwilderten. Manche Blume mochte auch darin wuchern, die aus der Mode gekommen war. — Denn wer weiß es nicht, daß diese mächtige Herrscherin selbst über die Wahl unter diesen in ihren verschiedenen Eigenthümlichkeiten doch immer gleich schönen Naturkindern sich auch ihr thörichtes Recht anmaßt? —

Demungeachtet lustwandelten Frauen und Männer, Vornehme und Geringe, Könige und Unterthanen späterer Tage noch in den hohen Baumgängen auf und nieder; oder folgten den sich, wie in launischer Nachlässigkeit, zwischen blühenden Rosen hinwindenden Pfaden, oder schauten von den höheren Stellen des Gartens, zu welchen sanftaufsteigende Wege unbemerkt hinaufleiteten, in die malerische Landschaft hinaus, die sich in duftiger Ferne verlor, oder auf den Spiegel des ruhigen

Meeres. Bald ruheten sie auch in den kühlen, von Quellen durchrieselten Grotten, deren Wände mit den seltensten Muscheln bekleidet waren, und der Boden mit seltenen Steingeschieben bedeckt. Einige weilten gerne an den herrlichen Springbrunnen, und staunten den hohen Wasserstrahlen nach, die zu unglaublicher Höhe hinauf drangen, und niederfallend in bunten Regenbogenfarben spielten, oder im Feuerglanze des Sonnengoldes perlten. Mancher stand auch wohl an dem Absturze der künstlich aufgethürmten Felsen, und sah dem stäubenden Wasserfalle mit Gefühlen nach, in welchen Lust und Grauen sich mischte. Andere standen an den üppig blühenden Blumenbeeten, und ihr in kindlicher Freude lächelnder Blick ruhete auf der Fülle der lieblichen Blumensterne, auf dem Glanze und dem bunten Mancherlei ihrer Farben. Und sie athmeten den süßen Duft, der aus den tausend geöffneten Kelchen empor wallte. Wieder Andere sahen mit Wohlgefallen die farbigen Wunderfischlein lustig umherspielen in den krystallhellen Seen. Vor Allem aber leuchtete dem Lustwandler die Pracht der Paläste und der seltene Reichthum in die Augen, der allenthalben daran verschwendet war, die kunstvollen Bildsäulen, Urnen und andere Verzierungen, die meist aus seltenen und edeln Steinen gearbeitet waren.

Eines aber ward mit Rechte von Vielen an diesem Wundergarten getadelt. Er war nicht gefahrlos für Kinder, die in demselben spielten oder lustwandelten. Denn nicht selten war es geschehen, daß eines von dem jähen Felsen hinab in den Wasserfall stürzte und zerschmetterte; ein anderes sprang wohl, von seiner Lust an den bunten Fischlein gelockt, über den Rand eines Sees, und ward von den krystallhellen Wellen rettungslos verschlungen. Oft auch geschah es, daß sich die Kinder in ihrem Spiele an einer Stelle lagerten, an der sich Skorpionen aufhielten, und von ihrem giftigen Stiche starben. Am verderblichsten aber war eine Blume, und zumal eine der schönsten des ganzen Gartens, die häufig in demselben blühete. Großen, erwachsenen Leuten war sie nicht schädlich; denn ihre Dünste betäubten nur Kinder. Wenn aber ein Kind sie pflückte, so war es meist ret-

tungslos verloren; es welkte allmählig, wie die Blume, und starb eines langsamen und doch zu frühen Todes.

Durch solche Erfahrungen gewarnt, wehreten deßhalb Eltern, die mit treuer Sorgfalt ihre Kinder pflegten, denselben aus Liebe den Eingang, und schloßen in ihrer Nähe den Garten mit hohen Mauern und eisernen Thüren. Aber indem sie so der Gefahr entgingen, entbehrten die Kinder auch alles Schöne und all' die unschädliche Lust, so ihnen darin gewährt werden konnte.

Es war aber ein einfacher Meister in der Gartenkunst, der sah das lang mit an, und schüttelte manchmal unwillig das Haupt, und sprach für sich: „Ist das denn auch erlaubt? Da „müssen die armen Kindlein nun die ganze Blumenlust dieses „Wundergartens um einer einzigen giftigen Blume willen ent„behren; sie dürfen den Wasserfall auch nicht von unten ansehen, „und sich an seinem stäubenden Sturze vergnügen, weil manche „unvorsichtig von oben herabstürzen könnten; sie dürfen die lu„stigen Farbenfischlein nicht sehen, weil schon oftmals eins da„durch versucht ward, auch mit ihnen herum zu schwimmen, oder „auf dem Grunde mit ihnen zu spielen, und darüber ertrank! — „Ist's denn erlaubt, also zu thun? — Wollt ihr dem Kinde „nie des Abends die heitere Flamme des Lichtes zeigen, und es „lieber Alles entbehren lassen, was diese Flamme beleuchtet, „weil es sich die zarten Fingerlein daran verbrennen könnte, „wenn es die Hand zu nahe brächte? O, ihr Thoren! warum „laßt ihr ihm nicht die Freude, es zu schauen und in seinem „Scheine zu spielen, und setzet es nicht lieber an einen Ort, „den das ungewarnte Kind nicht erreichen kann?"

In solchen Gedanken saß der Meister oft mit betrübtem Herzen; denn er liebte die Kinder, und hätte ihnen die Freude, sich recht in dem Garten und seinen Herrlichkeiten herumzutummeln, so gerne gegönnt.

Aber eines Tages konnte er's nicht länger ertragen. Er nahm Spaten, Beil und Hacke, und ging in den Garten. Vorerst grub er alle die giftigen Blumen aus, und pflanzte andere an ihre Stelle, zwar minder schöne, aber doch so gut er sie in

seinem eigenen Garten hatte. „Es ist wahr," sprach er dabei zu den frisch gepflanzten, „so schön seyd ihr nicht, als die vorigen „waren; aber ihr füllt doch die leeren Stellen aus. Und pflückt „euch ein Kind zum Strauße, so bringt ihr es doch nicht zum „langen Siechthum und endlich gar zum Tode."

Als er die Giftblumen so alle ausgegraben hatte, ging er zu dem Wasserfalle, und wo der Weg gefährlich an dem Absturze der Felsen hinführte, pflanzte er einen dichten Haag von dornichten Rosen quer über, und versperrte so den gefährlichen Steig. Aber mit seinem Beile hieb er durch die Gebüsche zur andern Seite dem versperrten Wege einen gefahrlosen Ausgang. Um den Rand der Seen führte er nun ein hohes, festes Geländer, und endlich gelang es seinem rastlosen Eifer und seiner unverdrossenen Sorgfalt, auch die Skorpione aus dem Garten zu vertilgen.

Und als der Mann so alle Gefahren abgewandt hatte, öffnete er die lange verschlossenen Pforten des Gartens wieder, und rief aus und ließ ausrufen: „Ihr Kindlein, kommt! der „Garten enthält keine Gefahr mehr für euch! kommt, die Pforten sind euch wieder geöffnet."

Ob ihm die fröhlichen Knaben und Mädchen wohl dankbar die kleinen Hände reichen werden, wenn sie etwa beim Ausgehen aus dem Garten dem Gärtner begegnen? — Er glaubt es gewiß, und freut sich schon zum Voraus darauf.

Ob ihm aber auch die Eltern danken werden, und sagen: „Du hast deine Zeit und deinen Fleiß nicht unnütz verschwendet?" — Auch das hofft er, ohne gerade sehr nach ihrem Danke zu geizen.

Wohl Manchen sieht er auch schon die Nase rümpfen, oder die Achsel zucken, und hört ihn sprechen: „Wozu hat der Thor „all' die Zeit und die Mühe verschwendet? Was sollen meine „Kinder in dem Narrengarten? Da wächst ja nicht einmal ein „vernünftiger Salatstock, oder ein Obstbaum! Das nützt ja „alles nicht. — Ja, hätte er eine gute Baumschule angelegt,

„oder zum mindesten einen Acker mit Kartoffeln bepflanzt, so „wollte ich noch meinen Hut vor ihm abziehen.“

Je nun! der Mann, der so urtheilt, hat auch Recht. Nächstens legt der nämliche Gärtner auch einen Krautgarten an; vielleicht gewinnt er dabei seinen Beifall.

Kommt aber hier und da Einer, und spricht: „Der Garten „gefällt mir nicht mehr! er hat viel von seiner frühern Anmuth „verloren!“ dem nickt der Gärtner auch freundlich Beifall zu, und schielt zugleich auf einen Haufen jubelnder Kinder, die von ihren Spielen aus dem Garten zurückkommen. Und fügt es sich, daß eines von ihnen zu ihm tritt, und spricht: „Dank dir, „guter Mann!“ so schwillt davon sein Herz doch höher vor Freude, als wenn er's allen den großen und weisen Leuten zu Danke gemacht hätte, und diese ihm ihre Lobpreisungen darbrächten.

Fiat applicatio!

Weinheim, im November 1819.

A. L. G. [illegible]

I.

Die Geschichte des Kogia Hassan Alhabbal.

Erstes Kapitel.

In der großen Stadt Bagdad lebten einst zwei Freunde; der eine hieß Saad, der andere Mehram. Eines Abends gingen diese zwischen den prächtigen Gärten vor der Stadt in einem kühlen Baumgange auf und nieder, in mancherlei Gespräche vertieft. So kamen sie zufällig auf die Armuth so vieler Menschen zu sprechen. Saad meinte, es wäre jedem Armen schon geholfen, wenn er nur eine mäßige Summe Geldes hätte, um sich zu irgend einem Geschäfte gehörig einzurichten, das er gerade verstehe, wenn er selbst Fleiß und Thätigkeit darin anwenden möchte.

Mehram behauptete dagegen, das sey noch nicht genug, denn Mancher habe schon so viel besessen, und sey durch Unglücksfälle wieder in Armuth gerathen. Wem das Glück nicht günstig sey, dem helfe alle Unterstützung an baarem Gelde nichts; wem das Glück aber günstig wäre, dem könnte oft der unbedeutendste Zufall eben so gut zu großem Wohlstande verhelfen, als die kräftigste Unterstützung an Gelde.

Da ihm Saad dies widersprach, behauptete er sogar, wenn man einem Armen eine hinreichende Summe Geldes zu seiner Einrichtung vorschießen würde, so würde er sicher in kurzer Zeit wieder eben so arm werden, als er zuvor war, denn das Glück leide nicht, daß ihm die Menschen in sein Regiment eingriffen; und er habe schon Fälle erlebt, wo das Glück nachher solchen Armen augenscheinlich erst durch eine Kleinigkeit zum Wohlstand und Reichthum verholfen habe.

„Diese Behauptung," rief Saad, „ließe sich ja am leichtesten durch die That widerlegen. Dem Himmel sey Dank, „der mich so reichlich mit Glücksgütern gesegnet hat, daß ich „den Versuch machen kann, um zu sehen, ob meine Behauptung oder die deinige sich bewährt. Der erste Arme, dem wir „begegnen, soll uns zur Probe dienen."

Indem sie dieses sprachen, sahen sie in der Nähe einen Seiler, der sehr eifrig an seinen Schnüren spann. Seine Kleidung und sein ganzes Ansehen verrieth, daß er in sehr dürftigen Umständen seyn mußte. Saad wollte sogleich zu ihm gehen; Meh-

ram aber rieth ihm, sich vorher über die Umstände des Mannes zu erkundigen. Sie gingen daher zu einer Obsthändlerin, die in der Nähe saß, und fragten sie, ob sie den Seiler dort kenne.

„Ja wohl, kenn' ich ihn," sagte die Frau, „das ist ja der „Hassan Alhabbal, Hassan der Seiler, eine grundehrliche „Seele, aber ein armer Tropf. Er spinnt die ganze Woche „vom Morgen bis zum Abend, und nimmt sich kaum die Zeit, „sein Mittagbrod zu essen, und doch gewinnt er kaum, was er „zur äußersten Nothdurft für sich und die Seinigen braucht. „Wenn Ihr etwas von Seilerarbeit benöthigt seyd, so geht doch „zu ihm, Ihr lieben Herren, er bedient Euch ehrlich, und seine „Arbeit ist gewiß gut, denn er versteht sein Handwerk."

Saad dankte der gesprächigen Obsthändlerin für ihre Nachricht, und sprach zu Mehram, indem sie zu dem Seiler hingingen: „Das ist ein Mann, wie ich mir ihn wünsche; er versteht „sein Handwerk, ist fleißig und ehrlich, und es fehlt ihm gewiß „nur an dem nothwendigen Gelde zu einer bessern Einrichtung, „um sich in Wohlstand empor zu arbeiten." Mit diesen Worten kamen sie zu dem Seiler, der eben seine Schnüre ausgesponnen hatte, und Saad redete ihn an: „Wie geht's, Hassan? „bei Euch will sich das Sprichwort: Ein Handwerk hat einen „goldenen Boden, nicht bewähren. Ihr scheint mir doch ein „fleißiger und arbeitsamer Mann zu seyn, und wie ich höre, „versteht Ihr Euer Handwerk gut. Wie kommt's, daß Ihr bei „allem dem doch immer noch in Armuth lebt?"

„Lieber Herr," antwortete der Seiler, „ich wollte bald in „bessern Umständen seyn, wenn ich ein ordentliches Kapitälchen „beisammen hätte, daß ich meinen Hanf zu rechter Zeit und in „großem Vorrathe einkaufen könnte. Bei mir geht's aber von „Hand zu Munde. Seit ich nun mein Handwerk treibe, halte „ich alles zu Rathe, und lebe so kümmerlich, als nur immer „möglich; aber wenn ich auch einmal etwas erspart habe, und „meinem Ziele nahe zu seyn glaube, so braucht wieder die Frau, „oder ein Kind, oder ich selbst ein Kleidungsstück, das nicht „länger entbehrt werden kann; bald muß etwas am Hause geflickt werden, daß es uns nicht über dem Kopfe zusammen „fällt; bald wird eines der Meinigen krank, und bedarf kostspielige Pflege, und so geht eben immer der Sparpfennig wieder „fort, der mich gewiß bei meinem Fleiße in bessern Wohlstand „versetzte, wenn ich ihn in mein Gewerbe verwenden könnte."

Saad wandte sich während dieser Rede zu Mehram, und sprach: „Sieh', der Mann bestätigt auch, was ich behauptete." Mehram aber erwiederte: „Das Wort bestätigt nichts; die Erfahrung muß es bestätigen." Darauf sprach Saad zu Hassan: „Wenn Euch nun Jemand einen Beutel mit zweihundert Zechinen schenkte, würde der hinreichen, Euch recht vollständig in „Euerm Gewerbe einzurichten?"

„Was?" rief Hassan, „zweihundert Zechinen? Herr, da„mit wollte ich mich einrichten, wie kein Seiler in ganz Bag„dad eingerichtet ist! und so reich wollte ich werden, wie noch „kein Seiler in der Welt gewesen ist."

„Nun," antwortete Saad, „so will ich Euch dazu verhel„fen." Er griff in den Busen und zog einen vollen Beutel hervor. „Seht," fuhr er fort, „ich habe auf dem Wege eine „Schuld eingenommen, die ich für verloren hielt. Sie betrug „gerade zweihundert Zechinen, die in diesem Beutel enthalten „sind. Nehmt sie hin, und verwendet sie nach Euerm Gutdün„ken zu Euerm Besten."

Hassan weigerte sich anfänglich, das Geld anzunehmen, obgleich ihm das Herz vor Freuden klopfte. Saad redete ihm aber zu, und sprach: „Ich habe das Geld ja schon längst für verlo„ren geglaubt, und freue mich herzlich, Euch damit helfen zu „können, da Ihr es zu verdienen scheint. Nehmt Ihr es aber „nicht, so bekommt es der nächste Arme, der mir begegnet, und „verschwende ich es dann an einen Unwürdigen, so seyd Ihr „Schuld. Darum nehmt es nur, und wendet's gut an. In „einiger Zeit werden wir wieder einmal nachsehen, ob es Euch „auch wirklich so sehr zum Glücke ausschlägt, als Ihr hoffet." Bei diesen Worten ließ er den Beutel in Hassans Hände fallen, und ging mit seinem Freunde nach der Stadt.

Hassan hielt den Beutel lange mit staunender Freude in seinen Händen, und als er sich endlich von der Ueberraschung erholte, und seinen Dank aussprechen wollte, war sein Wohlthäter schon aus seinen Augen verschwunden.

Diesmal konnte er nicht bis an den späten Abend fortarbeiten, wie er gewohnt war. Die Freude trieb ihn früher nach Hause. Er packte seine Arbeit zusammen, und eilte in die Stadt nach seiner Wohnung. Auf dem Wege aber besann er sich, wo er seinen Reichthum nun aufbewahren sollte, bis er Gelegenheit zu einem wohlfeilen Einkaufe seines Bedarfes an Hanf finden könnte. „In deinem ganzen Hause," sprach er bei sich, „ist „ja kein Schrank und keine verschlossene Lade, und wo du den „Beutel auch hinlegst, fällt er Jedem gleich in die Augen. — „Und doch muß das Geld in sichere Verwahrung kommen, daß „die Kinder nicht damit spielen. Selbst die Frau darf nicht dar„über kommen. Die Weiber brauchen im Haushalte gar man„cherlei. Bald wird dies, bald jenes auf der Straße feil geru„fen, und wenn sie Geld im Hause wissen, so halten sie denn „nur gar zu oft das bloß Brauchbare für etwas Unent„behrliches, und kaufen es. — Da würden in kurzer Zeit die „schönen Goldvögelein ausfliegen, und wenn es dann eine Ge„legenheit zum vortheilhaften Einkaufe deines Hanfes gäbe, so „fändest du das Nest am Ende leer. Nein, Hassan, das darf „nicht seyn. — Wenn es aber die Frau weiß, daß du so viel

„Geld hast, wird sie dir nicht wegen mancher Bedürfnisse anlie„gen und bitten, bis du selbst ein Goldstück um das andere her„ausholst? Hassan, sey klug, und bedenke wohl, was du thun „willst."

Indem er so bei sich sprach und überlegte, ward er mit sich selbst einig, seiner Frau und seinen Kindern lieber gar nichts von dem Gelde zu sagen, bis er es ganz für sein Gewerbe angewendet hätte. „Dann," sprach er, „wenn einmal vier Gesellen „täglich arbeiten, und ich noch dabei, dann regnet es Geld. „Und wenn ich auch täglich noch etwas über meine Auslagen „für den Hanf und die Gesellen zurücklege, so bleibt doch noch „hinlänglich übrig, die Haushaltung reichlich zu versorgen. Dann „soll die Frau keinen Mangel mehr leiden, und Geld genug ha„ben. Bis dahin aber muß sie sich noch behelfen. Hassan! Has„san! sey nur standhaft, und verrathe ihr dein Glück noch nicht."

In solchen Gedanken trat er in sein Haus. Seine Frau wunderte sich, daß er so früh schon heim komme. Er nahm aber seinen Turban ab, und sagte, er habe etwas an demselben auszubessern. Darum begehrte er Nadel und Zwirn, und setzte sich an's Fenster, mit dem Rücken gegen die Stube gekehrt. Insgeheim nahm er aber die Goldstücke aus seinem Beutel, und nähete sie in die Falten seines Turbans. Die Frau hörte zwar zuweilen die Zechinen klingeln, allein sie sah nicht darauf, denn sie wußte, daß Hassan immer sein Bischen Silbergeld in den Falten des Turbans trug, wie die armen Türken meist alle zu thun pflegen. Als er mit seinem Geschäfte fertig war, setzte er den Turban auf, und ging aus.

Zehn von den Goldstücken hatte er in dem Beutel gelassen, und ging damit sogleich hin, und kaufte einen kleinen Vorrath Hanf, wie er ihn bisher immer von seinem Verdienste eingekauft hatte. Diesen ließ er von einigen Trägern vor sich her nach Hause tragen.

Als er über den Fleischmarkt ging, dachte er bei sich: „Es „ist nun schon so lange kein Fleisch mehr in dein Haus gekom„men, und wenn nun schon deine Frau und Kinder noch nichts „von deinem Glücke erfahren sollen, so dürfen sie doch einen „frohen Abend mit dir genießen." Er trat an eine Fleischbank, und ließ sich ein Stück Fleisch geben, wie er es für sich und die Seinigen brauchte. Der Braten schmeckte ihm schon im Voraus gut, und er trug ihn ganz vergnügt auf seiner Hand.

Kaum war er aber noch ein Paar Schritte gegangen, so schoß plötzlich ein hungriger Geyer aus der Höhe herab, packte das Fleisch mit seinen Krallen, und wollte damit fortfliegen. Hassan hielt es in der einen Hand fest, und schlug mit der andern nach dem Geyer, um ihn abzuwehren. Aber auch der Geyer ließ das Fleisch nicht los, und schlug mit den Flügeln und hackte mit dem Schnabel nach Hassans Gesicht. Indem ihm Hassan

aber ausweichen wollte, und den Kopf rückwärts beugte, fiel ihm der Turban, durch die Schwere des Goldes herabgezogen, vom Kopfe. Da ließ der Geyer schnell von dem Fleische los, schoß auf den Turban hinab, packte ihn mit seinen Krallen, und flog, ehe ihm Hassan abwehren konnte, damit in die Höhe. Die Umstehenden, Männer, Weiber und Kinder erhoben ein lautes Geschrei, um ihn zu schrecken, daß er den Raub wieder fallen lassen sollte. Der Geyer ließ sich aber nicht schrecken, sondern flog mit seinem Turbane über die Stadt weg, und verschwand in der Gegend am Tigris hinab.

Hassan hatte mit starrem Schmerze nachgesehen, und als er den Vogel nun verschwinden sah, zerraufte er sich die Haare, schlug sich mit Fäusten, und gebehrdete sich wie ein Unsinniger. Einige der Umstehenden schalten ihn, daß er sich um den kleinen Verlust seines Turbans so kläglich anstelle, und sammelten, um ihn zu beruhigen, einige Silbermünzen unter sich, wofür er sich einen neuen Turban kaufen sollte. Als er ihnen aber erzählte, wie viele Goldstücke er mit seinem Turbane verloren hatte, wollten es einige seiner Nachbarn nicht glauben; denn sie wußten wohl, wie kümmerlich er bisher gelebt hatte, und daß er unmöglich so viel Gold durch seiner Hände Arbeit verdient haben konnte. Andere schalten ihn, und sprachen: „Euch geschieht schon recht, „daß es Euch so geht. Warum habt Ihr auch wie ein Narr „gethan, und so vieles Gold im Turbane herumgetragen. Ver„nünftige Leute tragen es in ledernen Beuteln, und stecken diese „in den Busen, wo sie die Geyer nicht herausholen können."

Da sich das Gedränge um ihn her immer mehr vergrößerte, suchte er sich heimlich wegzuschleichen, und klagte zu Hause seiner Frau den großen Verlust. Diese erfüllte nun auch das ganze Haus mit Weinen und Wehklagen, und so ging der Abend nicht in Freuden hin, wie Hassan gehofft hatte, sondern in großem Verdrusse und in Thränen.

Am andern Morgen ging er wieder ganz frühe an sein Geschäft, und spann wieder Seile und Schnüre, wie bisher. Dabei dachte er bei sich: „Der Himmel hat dich einmal prüfen „wollen, du armer Hassan! er hat dir einen großen Schatz be„schert und wieder genommen. Denke, du habest ihn gar nie „gehabt, und so ist es auch wieder gut." Damit beruhigte er sich, und murrte nicht gegen die Vorsehung. Seine Frau konnte diesen Unfall noch lange nicht verschmerzen, und klagte und weinte sehr oft darüber.

Zweites Kapitel.

Ungefähr ein halbes Jahr mochte nach dieser Begebenheit verstrichen seyn, da gingen eines Tages die beiden Freunde

Saad und Mehram wieder zwischen den Gärten vor Bagdad in mancherlei Gesprächen umher, und Mehram fragte seinen Freund, ob er seitdem nicht gehört habe, wie es dem armen Hassan Alhabbal ergehe, und ob er wohl sein Glück mit den zweihundert Zechinen gegründet habe.

„Nein," erwiederte Saad, „ich habe absichtlich eine längere „Zeit meine Neugierde unterdrückt, und weder nach ihm gefragt, „noch ihn besucht, um mir die größere Freude nicht zu verderben, ihn in vollem Glücke anzutreffen. Wir sind aber, wenn „ich nicht irre, seinem Arbeitsplatze gerade sehr nahe; darum „laß uns nun zusammen hingehn, uns gemeinschaftlich zu überzeugen, wer Recht behält in seiner Behauptung."

Mehram war diesen Vorschlag zufrieden, und sie wandten sich mit schnelleren Schritten der Stadt zu. Als sie näher hinzukamen, und in den Baumgang traten, in dessen Nähe Hassan früher gearbeitet hatte, sahen sie an derselben Stelle den armen Seiler wieder in denselben ärmlichen Kleidern stehn, und allein an seinen Schnüren drehen, ganz wie sie ihn das erste Mal da gefunden hatten. Mehram enthielt sich eines voreiligen Urtheils, und Saad war zu begierig, die Ursache zu erfahren, warum er noch immer in derselben Armuth lebe, als daß er ein Wort sprechen konnte. Er eilte hinzu, und redete den erschrockenen Hassan an: „Ei, Meister Alhabbal, ich hoffte Euch nach „so langer Zeit in ganz andern Glücksumständen zu sehen. Noch „aber sehe ich keine Spuren von zunehmendem Wohlstande bei „Euch. Die zweihundert Zechinen scheinen Euch nicht sehr zu „Glücke geschlagen zu seyn. Noch arbeitet Ihr, wie ich sehe, „allein? und Eure Kleider sind noch viel ärmlicher, als damals. „Ihr habt ja nicht einmal mehr einen ordentlichen Turban auf „dem Kopfe. Das ist ja nur ein zerlumptes Tuch, das Ihr „da herumgewunden habt."

„Ach, lieber Herr, Ihr habt völlig Recht!" antwortete Hassan. „Wohl sollte es jetzt ganz anders um mich stehen. Aber „die zweihundert Zechinen, die Ihr mir geschenkt habt, sind leider nicht lange in meinen Händen gewesen; und ich darf Euch „kaum sagen, auf welche Art ich so schnell darum gekommen „bin. Ihr werdet's nicht glauben, wenn ich Euch sage, daß „mir ein Geyer den Turban sammt den Goldstücken raubte, „die ich sorgfältig in demselben eingenäht hatte."

Saad wollte das freilich nicht glauben, und sprach unwillig zu dem armen Hassan: „Ich kann mir schon denken, wie Ihr „um das Gold kamet. Müßig seyd Ihr gegangen, habt gegessen, getrunken und in Freuden gelebt, so lange das Geld reichte. „Als es am Ende damit war, dann habt Ihr erst wieder angefangen zu arbeiten. Ich weiß wohl, wie es solche Leute machen. „Wenn ihr Gold sehet, so denkt ihr Wunder, welche Reichthümer „das wären, und meint, sie könnten kein Ende nehmen. Dann

„fängt das Wohlleben an, und an's Arbeiten wird gar nicht „mehr gedacht."

Hassan gestand ihm, daß er es verdiene, von ihm gescholten zu werden. „Aber," fügte er hinzu, „darin thut Ihr mir Un„recht, daß Ihr glaubt, ich sey müßig gegangen, und habe Euer „Geschenk im Wohlleben verschwendet." Er berief sich dabei auf das Zeugniß aller seiner Nachbarn. Saad erkundigte sich bei der Obsthändlerin und bei Andern, die in der Nähe ihr Gewerbe trieben, und erhielt von allen die einstimmige Versicherung, daß Hassan bisher jeden Tag nach dem Morgengebete gekommen sey, und immer bis zum späten Abend fortarbeite.

Er kam wieder zu Mehram zurück, der sich indessen den Vorfall mit dem Geyer umständlich hatte erzählen lassen. „Ich muß „Euch die Gerechtigkeit widerfahren lassen," sprach er zu Hassan, „daß alle diese Leute Euch das beste Zeugniß geben. Des„wegen dünkt mir Eure Erzählung von dem Geyer aber doch „immer noch ein Mährchen. Das weiß ich wohl, daß diese „Vögel zuweilen selbst vor den Menschen ein Stück Fleisch weg„holen, weil sie der Hunger treibt, sich ihre Nahrung zu suchen. „Was soll aber so ein Thier mit Euerm Turban machen?"

Mehram nahm aber das Wort, und sprach: „Es schien mir „auch anfänglich nicht recht glaublich; seit ich aber die nähern „Umstände weiß, ist mir die Sache nicht mehr so unwahrschein„lich. Der Turban war ihm zur Erde gefallen, und davon habe „ich schon zuweilen Beispiele gehört, daß diese Thiere gerade „Dinge zu erhaschen suchten, die eben gefallen waren."

„Nun," sagte Saad, „da Alles mit Eurer Aussage überein„stimmt, und Ihr übrigens ein ehrlicher Mann zu seyn scheint, „so will ich Euch glauben. Ich hoffe, daß Ihr nun durch Euern „Schaden klug worden seyd, und mache noch einmal den Ver„such mit Euch. Hier ist wieder ein Beutel mit zweihundert „Zechinen. Verwahret sie aber sorgfältig, und macht, daß sie „Euch mehr Segen in's Haus bringen, als die ersten."

Hassan weigerte sich, sie anzunehmen. Da Saad aber darauf beharrte, daß er sie nehmen müsse, dankte er ihm mit Freudethränen für diese unverdiente neue Wohlthat, und steckte den Beutel sorgfältig in seinen Busen. Die beiden Freunde ermahnten ihn nochmals, das Geld sorgfältig zu bewahren, und versprachen ihm, nach einiger Zeit einmal wieder nachzusehen, wie er es angewendet habe.

Als sie weggegangen waren, stellte Hassan sein Arbeitsgeräthe zusammen, packte seine Arbeit auf, und eilte nach Hause. Seine Frau war mit den Kindern ausgegangen. Er zählte von den Goldstücken zehen ab, und steckte sie zu sich; die übrigen hundert und neunzig knüpfte er in ein Tuch, und sah sich nach einem Orte um, wo er es sicher verbergen könnte. Bald legte er es dahin, bald steckte er es dorthin; aber nirgend schien es

ihm sicher genug. So trug er es in seinem ganzen Häuschen herum, und kam endlich bis unter das Dach. Hier sah er einen alten Topf mit Kleie stehen. Unter dieser, dachte er, würde gewiß Niemand das Geld suchen. Er steckte das Tuch mit dem Golde tief hinein, und deckte es mit der aufgewühlten Kleie wieder zu.

Darauf ging er sehr zufrieden in ein Kaufgewölbe, kaufte sich einen neuen Turban, besorgte hierauf wieder den Einkauf eines kleinen Vorrathes von Hanf, und ging dann auch wieder auf den Fleischmarkt, wo er sich wieder ein Stück Fleisch kaufte, um am Abende mit seiner Frau und seinen Kindern ein fröhliches Mahl zu halten. Die Träger gingen mit dem eingekauften Hanfe vor ihm her, und er hielt sein Fleisch fest in der Hand, und sah sich ängstlich um, ob nicht wieder ein Geyer käme. Glücklich kam er aber nach Hause, bezahlte die Träger, hob den Hanf auf, und trat fröhlich in die Stube. Seine Frau beschäftigte sich eben damit, einige Stücke Seifenerde von dem Tische in ein Gefäß zu legen, und sah sehr vergnügt dabei aus.

„Was machst du da?“ fragte Hassan.

„Ei,“ antwortete sie, „ich habe mir Seifenerde gekauft. „Du weißt ja, lieber Mann, daß unser Gesetz uns Weibern „vorschreibt, uns zu bestimmten Zeiten zu baden. Dabei braucht „man ja die Seifenerde. Darum habe ich mir diese eben gekauft.“

„Gekauft?“ fragte Hassan. „Hast du denn Geld gehabt?“

„Nein!“ antwortete die Frau, „Geld habe ich nicht dafür „gegeben. Als der Mann mit seinem Esel durch die Gasse zog, „und die Seifenerde feil schrie, die ich so nöthig brauchte, fiel „mir ein, daß ich droben unter dem Dache schon längst einen „alten Topf voll Kleie stehn habe. Diese gab ich ihm zu einem „Futter für seinen Esel, und er gab mir diese Seifenerde dafür.“

„Was?“ schrie Hassan, „und den Topf gabst du auch „noch dazu?“

„Nun ja!“ antwortete die Frau lachend, „der Topf war „ja ganz zersprungen; der war keinen Heller mehr werth. Hab' „ich denn keinen guten Handel gemacht?“

„Einen schönen Handel hast du gemacht!“ schrie Hassan, „einen saubern Handel! In's Elend stürzest du uns mit deinem „guten Handel. Hundert und neunzig Zechinen hast du hinge„geben für ein Bischen Erde. Ich wußte nicht, wo ich sie gut „aufbewahren sollte, und habe sie darum unter die Kleie versteckt.“

Als Hassans Frau das hörte, zerraufte sie sich die Haare, und heulte und weinte, und schlug sich auf die Brust. „Ach,“ rief sie, „hätte ich doch nur erst mit der Hand ein wenig darin „herum gerührt! Hundert und neunzig Zechinen für so ein we„nig Dreckerde! — Wenn ich nur wüßte, wo der Kerl her ist. „Aber was würde es helfen? Er würde es leugnen, das Geld „gefunden zu haben. Ich habe ihn auch vorher noch nie in der

„Gasse gesehen. Vielleicht hat er den Topf noch nicht ausge„leert. O, wie wird er schmunzeln bei dem Anblicke des Gol„des!" Darauf wandte sie sich gegen ihren Mann, und schrie: „Aber so geht's, wenn der Mann so geheim thut mit seinen „Sachen, und die Frau der Niemand im Hause ist. So geht's! „Warum hast du mir gar nichts von dem Gelde gesagt? Das „hast du von deinem Geheimthun! Jetzt kannst du dein Leben„lang Stricke drehen, und kommst doch nicht mehr zu solchem „Reichthume. Zum dritten Male wird der fremde Herr dein „Narr nicht seyn. Man wirft nicht immer so viel Geld auf „die Straße."

Hassan bemühete sich, seine Frau zu beruhigen; seine Mühe war aber vergebens. „Laß uns denken," sprach er, „der Herr „hätte mir das Geld nun nicht zum zweiten Male geschenkt."

Da rief sie nur noch böser: „Was denken! Was hilft das „Denken? Mach' du kein Geheimniß aus deinen Sachen, so „brauch' ich nicht zu denken, daß du kein Vertrauen zu mir „hast. Du bist allein Schuld an diesem Unglücke." So schalt sie fort bis tief in die Nacht hinein. Hassan schwieg aber betrübt stille, und dachte bei sich, wenn er nur erst wieder Ruhe und Frieden im Hause hätte, so wollte er den Verlust schon gerne verschmerzen.

Am folgenden Morgen ging er schon vor Tage aus dem Hause, und arbeitete bis in die Nacht, um den Vorwürfen seiner Frau auszuweichen. Als er aber heim kam, murrte sie und schalt ihn doch. Und so ging es auch die folgenden Tage. Erst nach und nach verschwand der Unfriede aus seinem Hause. Und so lebte er mit den Seinigen wieder in seiner bisherigen Armuth fort.

Drittes Kapitel.

Mehrere Monate waren seitdem wieder vergangen, und Hassan hatte sein schnelles Glück und sein eben so schnelles Unglück beinahe ganz vergessen, da gingen eines Abends die beiden Freunde wieder in jener Gegend spazieren.

„Ich bin doch begierig," sprach Mehram, „zu wissen, was „unser Hassan Alhabbal nun macht, und ob ihm dein Geschenk „diesmal geholfen hat, wie du hoffest."

„Warum sollt' es das nicht?" antwortete Saad.

„Weil ihm das Glück vielleicht nicht günstig ist," erwiederte Mehram. „Und in diesem Falle hilft ihm zehnmal so viel Geld „doch nicht zum Wohlstande, und er wird immer in seine vorige „Armuth zurück sinken."

Saad lachte über diese Behauptung seines Freundes, und schlug ihm vor, Hassan aufzusuchen. Mehram war es zufrieden.

„Ich bin überzeugt," sprach Saad, indem sie hingingen, „daß wir den Seiler Hassan gar nicht an seinem gewöhnlichen

„Arbeitsplatze antreffen. Er hat sich gewiß um einen größern „umgesehen, und arbeitet nun dort mit ein Paar Gesellen." Mehram schwieg.

Als sie aber dem Platze näher kamen, wo Hassan früher gearbeitet hatte, stand wieder nur ein Mann dort, und als sie näher kamen, erkannten sie Hassan. Da sagte Mehram: „Es „scheint allerdings, als sollte meine Behauptung sich durch die „Erfahrung bestätigen. Unser Hassan scheint seine Umstände „nicht verbessert zu haben."

„Ich bin deswegen noch nicht überzeugt," antwortete Saad. „Hassan ist ein Betrüger. Er fürchtet, er müßte das Geld wie„der zurückbezahlen, und stellt sich deswegen immer noch arm. „Vielleicht glaubt er gar, ich ließe mich auch noch zum dritten „Male von ihm prellen."

Saad war so unwillig, daß er gar nicht mit Hassan reden mochte, als sie zu ihm traten. Aber Mehram fragte ihn nach seinen Umständen. Da wandte sich Hassan mit Thränen in den Augen zu ihnen, und sprach: „Ich kann es Euch gar nicht „verdenken, edle Herren! wenn Ihr unwillig über mich seyd, „und mich vielleicht für einen Lügner und Betrüger haltet. Aber, „beim Himmel! ich sage Euch die Wahrheit. Auch mit Euerm „zweiten Geschenke ist mir ein Unglück begegnet." Er erzählte ihnen hierauf, auf welche Art er um die hundert und neunzig Zechinen gekommen war. Mehram bedauerte ihn von Herzen. Saad schüttelte aber ungläubig den Kopf, und sprach mit Erbitterung: „In's Herz kann ich Euch freilich nicht sehen, ob „Ihr die Wahrheit redet, oder eine Lüge erzählt. Das weiß ich, „daß Tausende sich an Eurer Stelle mit dem Gelde aus der Ar„muth herausgerissen hätten. Weiß der Himmel, warum es „nicht auch bei Euch zu Glück schlagen will. Ich habe an Euch „gethan, was ich thun konnte; mehr erwartet nicht, und sehet „zu, wie Ihr es ferner treibet."

Hassan antwortete ganz betrübt: „Es thut mir sehr leid, „daß Ihr an der Wahrheit meiner Rede zweifelt; aber verübeln „kann ich's Euch nicht. Denkt auch ja nicht, edler Herr, daß „ich noch ein Mal ein Geschenk von Euch annehmen würde. „Der Himmel scheint es nun einmal zu wollen, daß ich in Ar„muth bleiben soll, und da wär' es gottlos, ihm zu widerstre„ben. Ich für mein Theil trag's mit Ergebung, wie er's fügt; „und meine Frau ist nun auch wieder beruhigt. In des Herrn „Namen! Ich arbeite fleißig, und so bringe ich mich auch durch „die Welt. Mitnehmen können wir ja alle nichts."

Bei diesen Worten hatte er seine Arbeit wieder fortgesetzt, und indem er an seinem Seile drehete und weiter ging, gingen die beiden Freunde noch etliche Schritte neben ihm her. Da stieß Mehram mit dem Fuße an etwas an; er bückte sich darnach, und da er sah, daß es ein Stück Blei war, hob er es auf, und

gab es dem armen Hassan. „Seht," sprach er, „Ihr sagt „zwar, Ihr würdet kein Geschenk mehr von meinem Freunde „annehmen; ich habe Euch aber noch nichts geschenkt, und „was ich Euch da gebe, ist freilich nur eine Kleinigkeit. Wenn „Euch aber das Glück günstig ist, so kann Euch das unbedeu„tende Stückchen Blei eben so gut zum Wohlstande verhelfen, „als die großen Geschenke meines Freundes. Auf jeden Fall „hebt es auf. Wenn man es braucht, ist man froh darum."

Hassan nahm das Blei dankbar an, legte es aber ganz gleichgültig bei Seite, und die Freunde gingen weg. Saad war ärgerlich, daß die Probe seiner Behauptung so schlecht ausgefallen war. In seinem Aerger lächelte er aber doch über die Behauptung seines Freundes, weil dieser meinte, Hassan könne mit dem elenden Stückchen Blei sein Glück machen.

Als Hassan am Abende Feierabend machte, und eben heimgehn wollte, fiel ihm noch das Stückchen Blei ein. Er steckte es in den Busen, und legte es zu Hause auf ein Fensterbänkchen. Dort blieb es einige Tage vergessen und ungeachtet liegen.

In der Nachbarschaft wohnte ein alter Fischer. Der saß eines Abends an seinem Kohlfeuer, und goß sich Bleikugeln, wie sie die Fischer an ihren Netzen brauchen. Es war ihm über der Arbeit spät geworden, und er hatte sein Blei schon all verbraucht, als er sah, daß ihm noch eine Anzahl Bleikugeln fehlte. Da wandte er sich zu seiner Frau, die bei ihm saß, und sprach: „O, liebes Weib, geh' doch einmal in der Nachbarschaft „umher, und sieh', ob du nicht ein Stückchen Blei bekommen „kannst, daß ich mein Netz doch noch völlig zurichte, sonst kann „ich morgen nicht auf den Fischfang ausgehn."

„Es ist aber schon spät," sagte die Frau, „die Leute werden „schon alle schlafen, und unwillig werden, wenn ich sie um so „einer Kleinigkeit willen aus dem Bette klopfe."

„Ei, was!" antwortete der Fischer, „unsere Nachbarn sind „schon so verständig, daß sie einsehen, daß das, was ein Mann „bei seinem Gewerbe braucht, für ihn keine Kleinigkeit ist."

Die Frau entschloß sich ungern, so spät noch auf die Straße zu gehen, und an den Häusern der Nachbarschaft anzuklopfen; aber sie sah wohl, wie viel ihrem Manne daran lag, sein Netz noch in brauchbaren Stand zu setzen. Darum nahm sie doch ihren Schleier um, und ging weg. Bald kam sie aber sehr verdrießlich wieder, und sagte halb scheltend: „Ich habe mir „das wohl gedacht. In der ganzen Nachbarschaft wacht kein „Mensch mehr, und wenn man an den Häusern klopft und fragt, „so erhält man immer zur Antwort: Ich weiß nicht, ob ich ein „Stück Blei im Hause habe, und zum Suchen ist es nun zu „spät. Morgen will ich sehen, ob ich Euch aushelfen kann. „Andere sagen geradezu, um schnell davon zu kommen, sie hätten kein Blei im Hause."

„Warst du auch bei dem Hassan Alhabbal?“ fragte der Fischer.

„Bei dem Seiler Hassan?“ fragte die Frau ganz verächtlich. „Bei dem Bettelmanne werde ich doch nicht auch noch „fragen sollen? Was wird denn dieser im Hause haben?“

„Nun, nun,“ sagte der Fischer ganz gutmüthig, „der Hassan ist ein guter, ehrlicher Mann, der bei aller Armuth doch „Ordnung in seinem Hause hält. Und solche Leute bewahren „solche Kleinigkeiten gewöhnlich am besten auf. Gehe du immerhin einmal zu ihm, und grüße mir ihn freundlich, wenn „du ihn um ein Stück Blei bittest.“

Die Frau verließ murrend das Zimmer, denn sie glaubte gewiß, daß der Gang vergeblich wäre. Als sie schon an Hassans Hause stand, und kein Licht mehr drinnen sah, kehrte sie sich wieder davon, ohne anzuklopfen. Denn sie dachte, wenn so arme Leute etwas Ueberflüssiges im Hause hätten, so verkauften sie es gewiß gleich, um nothwendigere Dinge dafür anzuschaffen. Sie wollte lieber noch an etlichen andern Häusern fragen, wo sie noch Licht sah.

Endlich kam sie ganz mißmuthig zurück. Der Fischer fragte sie, ob sie ein Stückchen Blei bekommen habe. „Nein,“ sagte sie, „wenn du Blei haben willst, so gib mir Geld, daß ich zu „dem Bleijuden gehe, und dort kaufe. Ich war wieder an vielen Häusern, und habe die Leute angesprochen; sie haben aber „alle keins.“

„Warst du denn auch bei unserm Nachbar Hassan Alhabbal?“ fragte der Fischer. „Ach, mit deinem Hassan Alhabbal!“ antwortete sie ärgerlich. „Der hat gewiß nichts im „Hause, als was er zur äußersten Noth selbst braucht.“ „Thue „mir den Gefallen, liebes Weib,“ sagte der Fischer, „und gehe „zu dem ehrlichen Manne. Ich würde selber gehn, allein ich „kann in dieser Zeit die gegossenen Bleikugeln an meinem Netze „befestigen, und werde um so eher fertig, wenn du so gut bist, „und diesen Gang für mich thust.“

Schweigend, aber sehr ärgerlich, ging die Fischerin weg, und klopfte an Hassans Fensterladen mit einiger Heftigkeit an. „Was gibt's? was gibt's?“ fragte Hassan, aus seinem Schlafe erwachend, und sprang auf, und öffnete den Laden. „Mein „Mann hat keine Ruhe,“ sagte die Frau, „er braucht ein Stückchen Blei, und da soll ich durchaus zu Euch. Ich habe ihm „zwar gesagt, daß ich vergeblich daher gehe, aber ich mußte „ihm doch seinen Willen thun. Gute Nacht!“ Und sie wollte wieder heimgehn.

„He! Frau Nachbarin!“ rief Hassan, „kommt doch her!“ Sie wandte sich noch einmal nach ihm um. „Ihr habt ja gar „nicht gewartet,“ fuhr er fort, „daß ich Euch antworten konnte. „Euer Mann hat ganz Recht, daß er Euch zu mir schickte. Oft „hat ein armer Mann, was man vergeblich bei einem Reichen

„suchen würde. Seht, hier ist ein hübsches Stück Blei. Ich „hoffe, daß es groß genug ist.“ Er reichte es ihr zum Fenster hinaus. Sie dankte nicht so freundlich, als sie gesollt hätte, und ging nach Hause, und warf es auf den Tisch.

„Nun,“ fragte ihr Mann, „hast du es vom Hassan bekom„men?“ „Ja doch!“ antwortete sie, „das ist ein Wunder, „daß dieser Lump einmal etwas im Hause hatte.“ „Nun, schilt „mir nicht über den ehrlichen Hassan!“ erwiederte der Fischer. „Daß er so arm ist, ist ein Unglück. An seinem Fleiß fehlt es „nicht. — Weil er mir aber aus der Noth geholfen hat, so will „ich ihm auch morgen gleich den ersten ordentlichen Fisch, den „ich fange, zum Geschenke bringen.“

„Ich gäbe ihm lieber den ersten Fang ganz,“ sagte sie unwillig, „wenn ich an deiner Stelle wäre.“ „Du hast Recht,“ antwortete der Fischer, „er verdient es, daß ich ihm alles gebe, „was ich bei dem ersten Zuge fange. Und beim Barte des Pro„pheten! das soll er auch haben, und wenn die Fische all' von „Golde oder Diamanten wären.“ Darauf machte er sein Netz fertig, und ging zu Bette.

Viertes Kapitel.

Als Hassan am andern Abende von seiner Arbeit heimgekommen war, trat auch sehr bald der Nachbar Fischer in sein Haus, und brachte einen großen Hecht. „Ihr habt mir gestern aus „der Noth geholfen,“ sprach er, „und habt meiner Frau ein „Stück Blei gegeben; hier bring' ich Euch aus Erkenntlichkeit „einen Fisch. Ich hatte Euch in meinen Gedanken Alles ge„lobt, was auf den ersten Zug in mein Netz gehn würde. Dies „ist aber der einzige Fisch, den ich heute fing. Laßt ihn Euch „recht gut schmecken. Zum Glück ist er groß genug, daß er „für Euer Haus eine völlige Mahlzeit ausgibt.“

Hassan wollte den Fisch nicht annehmen, weil sein Bischen Blei lange nicht so viel werth gewesen wäre. Der Fischer aber sprach: „Ich habe bei dem Barte des großen Propheten Maho„med geschworen, Euch alles zu bringen, was ich auf den ersten „Fischzug in's Netz bekommen würde, und Ihr wißt doch, daß „ein Muselmann diesen Schwur nicht brechen darf. Der Fisch „gehört Euer, sammt Allem, was er in und auf sich hat. Jetzt „laßt ihn sieden oder braten.“ Damit ging er weg, und Hassan begleitete ihn, indem er sich noch herzlich für das Geschenk bedankte.

Hassans Frau schuppte indessen den Fisch, und wollte ihn noch zurichten. Als sie ihn aber aufschnitt, fand sie in seinem Magen einen großen, vieleckig geschliffenen Stein, der hell war und durchsichtig, wie ein weißes Glas. Sie betrachtete ihn ein wenig, und wollte ihn eben zu dem Gedärme wegwerfen. Zu-

fällig stand aber ihr jüngstes Kind bei ihr, und da der Stein sehr glänzte, reichte das Kind mit seinen Händchen an ihr hinauf, und rief bittend: „Mutter, Timchen das geben! Timchen „will haben!“ „Da, nimm's!“ sprach sie, indem sie ihm den Stein reichte; „geh' aber in die Stube, und spiele dort damit.“

Timchen gehorchte, und trippelte mit ihrem Steine in die Stube zu ihren Brüderchen und Schwesterchen, und rief: „Guck, „Timchen hat Lichtsteinchen! guck, Lichtchen!“ Als die Kinder sahen, wie der Stein in der Dämmerung leuchtete, drängten sie sich um ihr Schwesterlein her, und jedes wollte das Lichtsteinchen einmal in seinen Händen haben. Bald rissen sie sich's einander aus den Händen, bald hatten es nur noch die ältern Brüder, und zankten sich darum, und schlugen sich auch mitunter.

Bald wurde der Mutter der Lärm aber zu groß. Sie ging aus der Küche hinein, und wie sie sah, daß der Stein die Ursache des Streites war, nahm sie ihn, und legte ihn auf das oberste Fensterbänkchen, wo die Kinder nicht hinreichen konnten, und sagte zu ihnen: „Weil ihr euch nicht friedlich vertragt, und „nicht einträchtig zusammen damit spielen könnt, soll ihn keins „von euch haben.“ Damit ging sie wieder an ihr Geschäft.

Sie war aber wieder nicht lange draußen, so hörte sie ein lautes Gejubel und Freudengeschrei in der Stube. Als sie hineinkam, zeigten die Kinder frohlockend nach dem Steine. Es war völlig Nacht geworden, aber der Stein glänzte und leuchtete auf dem Fensterbrette, wie ein sehr großer Johanniswurm, so daß man in seinem Scheine beinahe eben so gut sehen konnte, als bei einer Lampe. Sie freute sich mit den Kindern über das Licht, vermahnte sie dann zur Stille, und ging wieder an ihren Heerd, um den Fisch vollends zuzubereiten.

Als Hassan darauf nach Hause kam, freute er sich sehr über den schönen Stein, als er ihn beim Essen auf den Tisch stellte, und sich die Strahlen seines Oellichtes in hellen schimmernden Farben auf seinen vielen Flächen abspiegelten. „Frau,“ sprach er, „den Stein mußt du den Kindern ja nicht mehr zum Spie„len lassen; diese werfen ihn sonst herum, und dann verliert er „seinen schönen Glanz. So kann er uns aber noch oft mit sei„nen farbigen Lichtern erfreuen. Da er auch so hell im Dun„keln leuchtet, erspart er uns ein Nachtlicht.“ So wurde der Stein wieder auf das Fensterbrett gestellt, und Hassan ließ sich mit seiner Frau und seinen Kindern den geschenkten Fisch ganz königlich schmecken. Am andern Morgen ging er wieder früh an seine Arbeit vor die Stadt hinaus.

Fünftes Kapitel.

Hassans Frau saß am Morgen an ihrem Fenster; da ging ihre nächste Nachbarin vorüber, eine reiche Jüdin, und sah nach

Hassans Fenstern. Als sie die Frau da sitzen sah, ging sie näher, und fragte: „Nun, was hat's gegeben in Euerm Hause gestern „Abend? Das ist ja gewesen ein Geschrei, und ein Gezerr, „und ein Geheul unter Euern Kleinen! und darnach wieder ein „Gejubel, und ein Gelächter, daß ich habe nicht ruhen können „in meinem Bette. Es war mir nicht wohl, und ich hatte mich „darum so früh gelegt. Was ist's gewesen, Frau Nachbarin?"

„Ich bedaure sehr," antwortete Hassans Frau, „daß Ihr „durch meine Kinder gestört worden seyd. Die Ursache des Lärms „war ein Stück Glas oder Stein, das ich in dem Fisch fand, „den uns der Nachbar Fischer geschenkt hat."

„Was!" sagte die Jüdin, „ein Stein in dem Fisch? den „Stein muß der Fisch verschluckt haben! Wie käm' er in den „Fisch? Nun, weis't mir doch den Stein."

Hassans Frau nahm den Stein von dem Brette herunter, und hielt ihn zum Fenster hinaus. Die Jüdin nahm ihn, und hielt ihn in das Sonnenlicht. Da blitzten die Strahlen in rothen und blauen Lichtern von ihm zurück, daß man die Augen schließen mußte vor dem Glanze.

„Das ist ein hübsches Steinchen," sagte die Jüdin. „Wißt „Ihr was, Frau Nachbarin, verkauft mir das Steinchen! Ich „geb' Euch dafür eine ganze halbe Zechine. Das ist viel Geld, „es ist mir aber nur um die Rarität!"

Hassans Frau lachte, und sagte ihr, daß sie den Stein so nicht gebe. „Er spart mir ja das in einem Monat an Oel; „denn er dient mir für ein Nachtlicht; er leuchtet im Dun„keln!" fügte sie hinzu.

„Er leuchtet im Dunkeln?" fragte die Jüdin hastig. „Nun, „weil er im Dunkeln leuchtet, so geb' ich zwei Zechinen dafür. „Besinnt Euch nicht lange. Gebt mir das Steinchen! Laßt „mich nicht gehen, es würde Euch reuen."

Hassans Frau kannte die Jüdin, und merkte wohl an ihrem Eifer, daß der Stein viel mehr werth seyn müßte. Darum weigerte sie sich, ihn zu verkaufen. Aber die Jüdin bot immer mehr, erst drei, vier, fünf, zehen, zwanzig, vierzig bis funfzig Zechinen. „Und wenn Ihr mir hundert Zechinen geben woll„tet," sprach Hassans Frau, „so gäbe ich Euch den Stein doch „noch nicht." „Nun, ich geb' Euch auch hundert!" schrie die Jüdin. „Und wenn Ihr mir zweihundert bietet, so ist er darum „nicht feil!" „Ich geb' Euch auch zweihundert!" schrie die Jüdin. „Bedenkt, was ein Reichthum! Es ist mir nur um den „Glanz, um die Rarität, weil das Steinchen in dem Fisch war. „Sonst ist es gar nichts werth."

„Wie?" sprach Hassans Frau, „der Stein soll nichts werth „seyn, und Ihr wollt zweihundert Zechinen darum geben? So „viel Geld gebt Ihr nicht hin um ein bloßes Spielzeug. Nein, „Ihr kriegt den Stein nicht, und wenn Ihr fünfhundert und

„tausend Zechinen geben wolltet." „Gebt ihn her," schrie die Jüdin, „Ihr sollt fünfhundert haben!" Hassans Frau schüttelte den Kopf. „Ihr sollt tausend Zechinen haben." Sie schüttelte wieder. „Ich geb' Euch zweitausend," rief die Jüdin. „Nein," sagte die Frau, „ich muß es meinem Manne sagen, ohne ihn „darf ich nichts thun."

„Was?" sagte die Jüdin, „den Mann fragen? Nun ja, „der würde gewaltig böse werden, wenn er heim käme, und „fände für das unbrauchbare Steinchen zweitausend Zechinen." Sie wollte ihn aber nicht hingeben. Da lief die Jüdin heim, und kam in kurzer Zeit wieder mit einem Sklaven, der zehen volle Beutel trug. „Seht," sprach sie, indem sie einen öffnete, und das Gold auf den Tisch schüttete, „seht das blanke Gold! das „sind zweihundert, wohlgezählt und unbeschnitten. Jede Zechine „hat ihr volles Gewicht. Jeder Beutel enthält so viel. Nun, „soll ich den Stein bekommen? Kann Euer Herz widerstehen „dem schönen Gold?"

Wirklich konnte Hassans Frau, die noch nie so vieles Gold beisammen gesehen hatte, kaum widerstehen. Aber aus dem großen Eifer der Jüdin schloß sie auf den Werth ihres Steines, und sagte: „Und wenn Ihr mir zweitausend und drei- und vier- „tausend Zechinen bietet, so sage ich nicht zu, ohne daß es mein „Mann weiß."

„Ich hole Euch auch viertausend," sagte die Jüdin, und war schon unter der Thür. Sie rief ihr aber nach: „Gebt Euch „keine Mühe! Und wenn Ihr acht- und zehntausend Zechinen „holt, so kriegt Ihr den Stein nicht, ohne die Zustimmung „Hassans." „Ich geb' Euch zehntausend!" sagte die Jüdin, und wollte weggehen. Sie schüttelte aber den Kopf. „So ruft „den Hassan; ruft ihn aber gleich!" sagte die Jüdin, und ging nach Hause.

In der größesten Freude nahm die arme Seilersfrau sogleich ihren Schleier um, und ging hinaus zu ihrem Manne, und erzählte ihm, daß die Nachbarin, des reichen Juden Frau, auf den Stein schon zehntausend Zechinen geboten habe. Da legte er seine Arbeit zusammen, und ging mit ihr nach Hause. Kaum sah ihn die Jüdin kommen, so ging sie auch schon herüber in Hassans Haus. „Nun, Hassan," sagte sie, „habt Ihr Eure „Frau nicht recht gescholten, daß sie solch einen guten Kauf „nicht geschlossen hat?"

„Keinesweges!" antwortete Hassan. „Wohl aber hätte ich „sie gescholten, wenn sie ein so köstliches Kleinod um solch ein „Spottgeld hingegeben hätte. Meint Ihr, ich wisse nicht, daß „der Stein ein kostbarer Edelstein ist? Wenn er das nicht wäre, „so hättet Ihr auch kein solches Gebot darauf gethan. Ihr „müßt noch viel, viel mehr bieten, wenn Ihr den Stein haben „wollt."

Die Jüdin bot immer mehr, und versprach ihm zuletzt funfzigtausend Zechinen. Da Hassan dies Gebot hörte, dachte er bei sich, wenn die Frau ohne Wissen ihres Mannes so viel bieten könnte, müßte sie bei sich fest überzeugt seyn, daß der Stein einen viel höhern Werth habe, und sprach endlich: „Wißt Ihr „was, Frau Nachbarin, damit wir nicht lange unnöthig han„deln, so sage ich Euch mit einem Wort, daß Ihr den Edelstein „nicht bekommt, wenn Ihr nicht hunderttausend Zechinen dafür „bezahlt. Ich weiß, daß jeder Juwelier mir das mit Freuden „dafür gibt, weil er noch mehr werth ist, als ich fordere."

„Funfzigtausend Zechinen habe ich geboten," sagte die Jüdin, „mehr kann ich Euch nicht geben. Behaltet aber den Stein „bis den Abend. Mein Mann ist in seiner Bude, und kommt „erst gegen Abend nach Hause; da kann er den Handel selbst „mit Euch richtig machen. Gebt aber den Stein ja nicht weg. „Was ein anderer Juwelenhändler gibt, das gebe ich auch." Damit ging sie nach Hause, und Hassan kehrte zu seiner Arbeit zurück, nachdem er den Stein in seinen Busen gesteckt hatte. Denn er fürchtete, wenn er ihn zu Hause ließe, möchte ihm wieder ein Unglück damit geschehen.

Als er am Abende in der späten Dämmerung nach Hause kam, war der Jude schon in seiner Stube, und begehrte den Edelstein zu sehen. Hassan zog ihn aus seinem Busen, da leuchtete er in voller Gluth. „Ein Diamant ist's," sagte der Jude, als er ihn betrachtete, „ich kann's nicht läugnen. Meine Frau „hat Euch schon ein hohes Gebot gethan, funfzigtausend Zechi„nen, hat sie mir gesagt, — das ist ein schönes Geld. Weil's „aber ein ächter Diamant ist, soll ihr Wort gelten. Wollt Ihr, „so ist der Handel richtig." Er hielt Hassan die Hand hin, daß er einschlagen sollte. Hassan schlug aber nicht ein, sondern sprach: „Eure Frau wird Euch aber auch gesagt haben, daß ich ihn „nicht anders gebe, als um hunderttausend Zechinen. Wenn „Ihr diese nicht geben wollt, so wird nichts aus unserm Han„del. Ich trage den Stein zu andern Juwelenhändlern, und „wir bleiben deswegen doch gute Freunde."

Als der Jude hörte, daß er zu andern Juwelenhändlern gehn wollte, sagte er schnell: „Wenn ich Euch aber zwanzigtausend „Zechinen weiter gebe?" Da Hassan aber den Kopf schüttelte, setzte er hinzu: „Ich will thun, was ein ehrlicher Mann thun „kann, ich geb' Euch achtzigtausend Zechinen." Da antwortete Hassan halb unwillig: „Ich kann nicht schachern. Ich habe „Euch gefordert, wie ein ehrlicher Mann, und gehe nicht um „eine einzige Zechine herunter. Gebt Euch darum keine vergeb„liche Mühe. Wie gesagt, wir bleiben deswegen doch gute „Nachbarn, wenn auch aus dem Handel nichts wird."

Der Jude sah, daß Hassan fest auf seiner Forderung beharrte, und schloß darum den Handel. Weil er aber nicht so viel Geld

lith. F. Schnorr

Zu der Geschichte des Kogia Hassan Alhabbal.

bereit liegen habe, bat er ihn, den Stein ja sorgfältig bis den andern Abend aufzubewahren. Er wolle den Tag über das Geld zusammen zu bringen suchen, und am Abende kommen, um ihn auszulösen.

Sechstes Kapitel.

Hassans Frau lachte und weinte vor Freuden, daß sie nun auf einmal so reich werden sollten, und machte schon mancherlei Vorschläge, wie sie das Geld anwenden wollten. Aber Hassan saß still und nachdenklich hinter dem Tische, und schien die Freude gar nicht zu theilen, im Gegentheil, er sah aus, wie ein Mensch, den eine Besorgniß drückt, die er sich auszusprechen scheut. Seine Frau hatte in ihrer Freude das gar nicht bemerkt. Als er aber gar nicht einstimmen wollte, fragte sie ihn, warum er sich denn nicht auch freue, wie sie. Da sie gerade bei ihm stand, ergriff er ihre Hand, und fragte sie: „Liebes Weib, „glaubst du mir denn, daß ich dich und unsere fünf Kinder recht „herzlich liebe?“ „Wie kannst du so fragen, lieber Hassan?“ antwortete sie. „Glaubst du also auch,“ fuhr er fort, „daß ich „Euch alle von Grund meiner Seele gern recht glücklich machen „möchte?“ „Ja wohl!“ antwortete sie, und sah ihm besorgt in's Gesicht, und sprach: „Aber du machst mir ja ordentlich „bange mit deinen Fragen. Sage mir doch, fehlt dir etwas?“ „Mir fehlt nichts!“ antwortete Hassan. „Aber sag' du mir, „ob du lieber ferner in unserer gewohnten Armuth leben wolltest, „und dabei ruhig und zufrieden, ohne Vorwürfe des Gewissens, „oder in großem Reichthum, und dabei unzufrieden und unruhig; und könntest du mich immer so traurig sehen, wie eben „jetzt, und von Gewissensvorwürfen geplagt?“ „Nein,“ erwiederte die Frau, „da wollte ich lieber wieder in unserer Armuth leben; denn sie drückte mich lange nicht so, als deine „Traurigkeit. Bist du sonst wohl nie lustig, so bist du doch „heiter und zufrieden; und ich weiß noch wohl, daß mir keine „Zeit betrübter hinging, als die Tage, da ich mit dir schalt, „weil du mir nichts von dem Gelde gesagt hattest, das in der „Kleie verborgen war. Ich mache mir heute noch Vorwürfe „darüber.“ „Nun denn,“ sagte Hassan, „du nimmst mir einen „großen Stein vom Herzen. Sieh', der Edelstein, den du in „des Fisches Bauch fandest, gehört von Gott und Rechtswegen „dem Nachbar Fischer zu.“ „Nicht doch!“ fiel die Frau ein, „er hat dir ja den ganzen Fisch geschenkt.“ „Ja wohl,“ sprach Hassan, „den Fisch hat er mir geschenkt; aber glaubst du denn, „daß er mir ihn auch gegeben hätte, wenn er gewußt, welch „ein Schatz in ihm verborgen war? Und dürfen wir da sein „Nichtwissen zu unserm Vortheil benutzen?“

Hassan redete so lange, bis seine Frau endlich einsah, daß

sie nicht ehrlich handelten, wenn sie den Edelstein nicht dem Fischer zurückgäben. Sie gab, obgleich etwas betrübt, ihre Einwilligung, daß ihn Hassan noch denselben Abend dem Fischer zustellen sollte.

Als er zu dem Fischer kam, sagte er: „Nachbar, wir haben „eben das Fleisch des Fisches mit Dank verzehrt; aber etwas „von seinem Eingeweide muß ich Euch zustellen.“ Bei diesen Worten zog er den Edelstein hervor, und fuhr fort: „Seht, das „hatte der Fisch im Magen. Ich habe es zwar schon verkauft, „und denke, Ihr werdet mit dem Handel zufrieden seyn.“

„Ei was!“ sagte der Fischer, „ich habe Euch den Fisch bei „dem Barte des Propheten zugeschworen. Hab' ich mir da wohl „seinen Magen, oder was er etwa in seinem Magen haben könnte, „vorbehalten? Habt Ihr nun einen Narren gefunden, der Euch „das Stück Glas recht theuer bezahlt, desto besser für Euch.“

„Lieber Nachbar,“ sprach Hassan, „Ihr irrt Euch. Wißt, „daß dies ein kostbarer Edelstein ist. Und mein Nachbar, der „Juwelenhändler, hat schon hunderttausend Zechinen darauf ge„boten.“ Da sprang der alte Fischer auf von seinem Sitze, und hüpfte vor Freuden, und rief: „Hunderttausend Zechinen! Das „freut mich von Herzen, lieber Hassan, daß Euch der Himmel „so lieb hat, und ein solches Glück über Euch kommen läßt.“

„Nein, über Euch!“ schrie Hassan, „denn Ihr müßt den „Stein annehmen.“ Da faßte ihn der Fischer bei der Hand, und sprach: „Laßt uns einmal ein ernsthaftes Wort darüber „sprechen. Ich habe Euch den Fisch zugeschworen, wie ich ihn „fing, und meinen Schwur breche ich nicht. Dann habe ich „mein ehrliches Auskommen, und einen Nothpfennig habe ich „auch schon zurückgelegt, wenn meine Frau erkranken sollte, „oder ich selbst. Für Kinder habe ich nicht zu sorgen; denn der „Himmel hat mir keine beschert. Ihr aber habt Kinder, die „Ihr mit Eurer Hände Arbeit kaum ernähren, geschweige in „Zukunft versorgen könnt.“

Hassan machte ihm hierauf den Vorschlag, die hunderttausend Zechinen zu theilen, aber der Fischer verstand sich zu nichts. Nur das versprach er auf Hassans dringende Bitte, wenn er einmal in Noth geriethe, oder etwas zu seinem Vergnügen bedürfe, so wolle er sich an Niemand anders wenden, als an ihn. Mit diesem Versprechen kehrte Hassan nach Hause. In der Nacht machte er sich einen Plan, wie er seine Reichthümer anlegen wollte.

Am folgenden Abende kam der Jude mit einigen Sklaven, die ihm das Geld nachtrugen. Es waren hundert Beutel, und in jedem Beutel befanden sich tausend Zechinen. Hassan gab ihm den Diamant, und der Jude ging höchst vergnügt nach Hause.

Am andern Tage ging Hassan zu den übrigen Seilern in Bagdad, und streckte den ärmern unter ihnen Geld vor, um

Hanf zu kaufen. Sie ließen sich sehr gerne die Bedingung gefallen, daß sie ihn mit einem Theile der daraus gefertigten Arbeit bezahlen sollten; das Uebrige versprach ihnen Hassan sogleich gegen baare Bezahlung abzukaufen. So verabredete er sich auch mit den wohlhabendern Seilern, daß sie bloß für ihn arbeiteten. Er bezahlte sie immer gleich, und nahm ihnen alle ihre fertige Arbeit ab. Daher überließen sie ihm ihre Seile auch gerne um etwas billiger. Er erhielt dadurch einen so großen Vorrath von Stricken, Seilen, Tauen, Schnüren u. dgl., daß er sich an verschiedenen Orten in Bagdad Vorrathshäuser miethen mußte, wo er die Waaren niederlegte. In jedem Vorrathshause stellte er einen Aufseher an, der über die von den Seilern gebrachten Arbeiten und über den Kauf und Verkauf derselben Rechnung führen mußte. Denn Jeder, der etwas von Seilerarbeit brauchte, mußte nun in eines von Hassans Vorrathshäusern gehen. Da er die Waaren um billigern Preis von den Seilern kaufte, so konnte er sie doch eben so wohlfeil geben, als sie vorher von den einzelnen Seilern verkauft wurden, und hatte nebenbei doch einen billigen Gewinn, der ihm in kurzer Zeit sein Vermögen um ein Ansehnliches vermehrte.

Um seine Waarenlager aber selbst besser übersehn zu können, kaufte er sich ein altes Haus mit vielen kleinen Nebengebäuden, das eben feil war, ließ alles niederreissen, und führte ein großes, schönes Haus daselbst auf. Die untern Gemächer und die Neben- und Hintergebäude waren alle für seine Vorräthe eingerichtet. Die obern Zimmer waren aber zur Wohnung für ihn und seine Familie, und für seine Rechnungsführer und Handlungsgehilfen bestimmt.

Weil er aber bei allen seinen Gehilfen doch selbst die obere Aufsicht über alle seine Geschäfte führte, und mit Durchsicht der Rechnungsbücher, mit Ausgeben und Einnehmen der Gelder sehr viel zu thun hatte, nahm er sich einen Lehrer für seine Kinder in's Haus, und hielt sich viele Sklaven zu seiner Bedienung. Seine Frau trug nun prächtige Kleider, Geschmeide von Gold, Perlen und Edelsteinen, hatte ihre Sklavinnen zu ihren Diensten, und führte ein Leben, wie es nur eine Prinzessin führen kann. Sie war aber doch noch immer thätig in ihrem Hauswesen, und ordnete alles an in ihrem Haushalt, und sorgte, daß alles zu gehöriger Zeit geschah und nichts vernachlässigt wurde.

Da in jener Zeit auch ein schönes Landgut sechs Stunden abwärts von Bagdad an dem Ufer des Tigris um billigen Preis feil geboten wurde, kaufte es Hassan, und ließ es aufs prachtvollste einrichten, um bisweilen von seinen mühevollen Geschäften dort auszuruhen, und in dem Kreise seiner Familie einige glückliche Tage zuzubringen.

Siebentes Kapitel.

Hassan war schon eine geraume Zeit in seinem Wohlstande, da gingen eines Abends die beiden Freunde Saad und Mehram wieder einmal in dem Baumgange vor Bagdad auf und nieder, und Mehram sah in die Gegend, wo sonst Hassan an seinen Seilen gearbeitet hatte. „Seht," sprach er zu seinem Freunde, „ist das nicht die Stelle, wo Hassan Alhabbal gewöhnlich arbei„tete?" „Ja wohl!" antwortete Saad ganz gleichgiltig. „Er „arbeitet aber jetzt nicht hier!" sagte Mehram, „oder hat sich so „verändert, daß ich ihn nicht mehr kenne. Dort stehen ja nun „vier Arbeiter, und dem Anschein nach sind es junge Bursche."

Saad sah hin, und sprach darauf mit einiger Bitterkeit: „Es sind wahrscheinlich Hassans Gesellen. Ich denke mir schon, „wie das ist. Er fürchtete, ich möchte mein Geschenk dereinst „zurückfordern, wenn er im Wohlstand wäre, und erdichtete „darum die beiden Unfälle, die ihn darum gebracht haben sol„len. Darum blieb er auch noch eine Zeitlang in seiner Armuth. „Vielleicht hoffte er auch noch zum dritten Male auf ein Ge„schenk. Nun er sich aber sicher dünkt vor der Rückforderung, „oder die Hoffnung auf ein neues Geschenk aufgegeben hat, nun „genießt er erst die Früchte meiner Gutmüthigkeit."

Mehram suchte ihm diesen Verdacht auszureden, und ging mit ihm zu den vier Arbeitern. Sie fragten, ob da nicht Hassan Alhabbal seinen Arbeitsplatz gehabt habe. Aber einer der Gesellen antwortete: „Ja, diesen Platz hat nun ein anderer Sei„ler, dessen Handwerksgesellen wir sind, von ihm erhalten. Er „heißt aber nun nicht mehr Hassan Alhabbal schlechtweg, son„dern Kogia Hassan Alhabbal, das ist Kaufmann Hassan, „der Seiler. Und unser Meister und alle Seilermeister in ganz „Bagdad arbeiten nur für ihn; denn er handelt nach allen „Weltgegenden mit unserer Arbeit."

Da sich die beiden Freunde über diese Nachricht wunderten, fuhr der Geselle fort: „Ja, Ihr Herren, es verlohnt sich der „Mühe, seine Vorrathshäuser zu sehen, und die Art, wie er „alles eingerichtet hat. Sein Haus nimmt ein ganzes Quadrat „ein, und ist eher einem Palaste zu vergleichen, als der Woh„nung eines Handwerksmannes."

Durch diese Rede ward ihre Neugierde noch mehr aufgeregt. Sie ließen sich darum von einem der Leute an Kogia Hassans Haus führen.

Sie klopften an der Pforte an, und der Pförtner öffnete. Sie ließen sich bei Hassan melden, und wurden in einen prächtig eingerichteten Saal geführt, wo Hassan auf dem Sopha ruhete. Kaum traten sie aber ein, so stand Hassan auf, ging ihnen entgegen, und wollte ihnen den Saum ihres Gewandes küssen. Sie umarmten ihn, zumal Mehram, mit herzlicher

Freude; Hassan nöthigte sie auf den Sopha und setzte sich ihnen gegenüber. Hier erzählte er ihnen den Zufall, wie das unbedeutende Stückchen Blei, das ihm Mehram geschenkt hatte, sein Glück gemacht habe.

Saad schüttelte nachdenklich und beinahe zweifelnd den Kopf. Hassan bemerkte dies, und betheuerte die Wahrheit seiner Erzählung. Er antwortete aber: „Diese Ereignisse mit dem Geyer, „mit dem Topf voll Kleie, der gegen Seifenerde vertauscht „wurde, und nun gar mit dem Fische, der einen Diamant im „Bauch hat, sind mir alle zu unwahrscheinlich, als daß ich sie „glauben kann. Indessen sehe ich, daß Ihr zu sehr großen Reich„thümern gekommen seyd, und freue mich von Herzen darüber."

Vergebens suchten ihn Hassan und Mehram zu überzeugen. Er ließ sich aber in andere Gespräche ein, und so blieben sie bis spät an den Abend. Hassan lud sie sehr freundlich ein, bei ihm zu bleiben, und den andern Morgen mit ihm auf sein Landgut am Tigris zu gehen, um ihnen dort die herrliche Gegend und seine Anlagen zu zeigen.

Sie nahmen die Einladung an, und ließen es durch einen von Hassans Sklaven nach Hause sagen, daß man sie nicht vergeblich erwarten sollte. Hierauf zeigte ihnen Hassan sein Haus, seine Vorrathskammern, seinen Garten am Hause, und erzeigte sich ihnen in allen Stücken so gefällig, daß sie wohl sahen, wie er sie als seine Wohlthäter zu ehren suchte.

Zuletzt führte er sie in einen andern Saal, wo der Tisch gedeckt war. Der Saal war aufs zierlichste eingerichtet, und hell erleuchtet mit vielen prächtigen Armleuchtern. Sie setzten sich, und wurden von Sklaven aufs sorgfältigste bedient. Die Speisen waren köstlich zubereitet, und der Schenktisch mit allen Getränken reich besetzt. Während der Mahlzeit wechselte eine ausgesuchte Musik mit fröhlichen Gesängen, und nach der Mahlzeit erschienen Tänzer und Tänzerinnen, die sie durch ihre Kunst ergötzten. Hierauf wurden ihnen ihre Schlafgemächer angewiesen, und kaum hatten sie sich niedergelegt, so ertönte, wie aus weiter Ferne, eine sanfte liebliche Musik, die nach und nach immer ferner und ferner erklang, und sie in süßen Schlummer wiegte.

Da es in der warmen Jahreszeit war, hatten sie die Reise nach Hassans Landgut noch vor Sonnenaufgang anzutreten beschlossen. Sie gingen darum am andern Tage in der Kühle der Morgenluft bis an den Strom. Hier war schon ein bequemes, mit Teppichen behangenes Jachtschiff bereit. Sie stiegen ein, und sechs Bootsknechte ruderten sie in kurzer Zeit den Strom hinab bis an Hassans Landsitz. Das geschmackvoll erbaute Haus bildete mit den schönen Gartenanlagen umher, und mit der Aussicht in die Ferne, eine herrliche Landschaft.

Hassan zeigte seinen Gästen zuerst das Haus mit allen seinen schönen Aussichten und seinen Bequemlichkeiten. Hierauf führte

er sie in den Lustgarten. Hier wechselten Pomeranzen- und Zitronenwälder, die herrlichsten Blumenbeete, freie Rasenplätze und blühende Gebüsche, kühle Lauben und Felsengrotten, Springbrunnen und Wasserfälle auf das überraschendste mit einander ab. Von den Pomeranzen- und Zitronenbäumen, von den Büschen und von den Blumenbeeten stiegen die süßesten Blüthendüfte in die Luft, und umweheten die Lustwandelnden, und ein ganzes Heer von Singvögeln belebte den blühenden Lustgarten. Saad und Mehram waren so entzückt über die Schönheit dieser Anlagen, daß sie mehrere Male Hassan für das Vergnügen dankten, das er ihnen durch diesen Gang gewährte, und ihn glücklich priesen, daß er ein so schönes Landgut zu seinen Besitzungen zählen könne.

Er führte sie hierauf bis an das Ende seiner Anlagen, die von einem dichten Walde begränzt wurden. Hier stand auf einem künstlichen Hügel, zu dem mehrere mit Rosen besetzte Terrassen hinaufführten, eine geräumige Laube. In der Mitte der Laube stand ein schöner Palmbaum, und bildete mit seinen herabhängenden Zweigen ein schattiges Laubdach; rings um den Stamm ging eine Bank, von welcher man durch die acht, von rankenden Rosen gebildeten Fensterbogen der Laube die herrlichsten Aussichten genoß.

Als sie hier beisammen saßen, kamen auch die beiden ältesten Knaben Hassans mit ihrem Lehrer zu ihnen. Der Lehrer kam in die Rosenlaube zu Hassan und seinen Gästen, und die Knaben blieben unten, und suchten Blumen und Vogelnester in dem Gehölze. Ein Sklave begleitete sie. Sie entdeckten bald ein großes Nest auf einem hohen Baume. Jeder versuchte es, selbst hinauf zu steigen, um die jungen Vögel auszuheben. Allein der Baum war zu hoch, und sie waren im Klettern nicht genug geübt. Da ließen sie den Sklaven hinauf steigen, und als er das Nest erreichte, fand er zu seinem Erstaunen, daß es in einem Turban gebaut war. Er nahm das ganze Nest mit den jungen Vögeln in seinen Arm, und rutschte an dem Baume herunter, indem er sich mit dem andern Arme an dem Stamme hielt.

Die Knaben bewunderten das Nest, und brachten es mit lautem Jubel zu ihrem Vater in die Laube. „Sieh’,“ sprach der älteste, „ein Vogelnest in einem Turban! das ist doch recht „unverschämt von dem Vogel, sein Nest in einen Turban zu „machen. Fühle nur, das Ding ist ordentlich schwer.“

Hassan erkannte den Turban sogleich für den nämlichen, den ihm der Geyer geraubt hatte. Er fragte seine Gäste, ob sie sich noch an seinen Turban erinnerten, den er damals getragen, als sie ihn zum ersten Mal besucht und beschenkt hätten. „Ei,“ rief Saad, „ob das Euer Turban ist, das wird sich am besten „daraus ergeben, wenn die hundert und neunzig Zechinen noch „darin sind, die Ihr darin eingenähet hattet.“

Hierauf nahm Hassan die jungen Vögel heraus, und gab sie den Knaben; den Turban mit dem Neste aber zeigte er seinen Freunden, und sprach, zu Saad gewendet: „Betrachtet ihn ge„nau, ehe ich ihn aufwickle. Ueberzeugt Euch selbst, daß der „Vogel sein Nest da hinein gebaut hat, und daß es nicht Men„schenhände hinein setzten.“ Saad versicherte, daß Menschen unmöglich ein Nest so künstlich in den Turban hätten verflechten können, und Hassan wickelte die Falten auf. Als er die Fäden aufschnitt, mit welchen er sie zusammen geheftet hatte, fielen die Goldstücke auf die Erde. Saad zählte sie, und es waren gerade hundert und neunzig.

„Nun bin ich völlig überzeugt,“ sprach er zu Hassan, „daß „Ihr Euch mit diesem Gelde nicht zu Euerm Wohlstande empor „arbeiten konntet. Wäre ich eben so fest überzeugt, daß Euer „Unfall mit den andern hundert und neunzig Zechinen keine Er„dichtung war, so müßte ich allerdings glauben, daß Euch das „Stück Blei so sehr bereicherte, das Euch Mehram schenkte. Bis „dahin lasse ich mich aber von meiner Behauptung nicht abbrin„gen, und glaube fest, daß man sich nur bei einem Anfange mit „Geld durch Fleiß und Arbeitsamkeit Reichthümer verschaffen „kann. Und alles, was man mir von Glück und Zufall redet, „ist nichts.“

Mehram lachte über den hartnäckigen Unglauben seines Freundes, und sprach zu Hassan: „Laßt ihn! doch wir wollen ihm „zugeben, Ihr wäret durch seine zweihundert Zechinen zu der „Hälfte Eures Reichthums gekommen, er soll nur dagegen glau„ben, daß die andere Hälfte von meinem Stückchen Blei her„rührt, und daß die Erzählung von dem Diamant in dem „Bauche des Fisches keine Erdichtung ist.“ Saad gab aber auch das nicht zu, sondern war fest überzeugt, daß sich Hassan durch Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit mit seinen geschenkten zweihundert Zechinen seine Reichthümer erworben habe.

Als sie in das Landhaus zurückkamen, war das Essen bereitet, der Tisch wurde in einem kühlen Gartensaale gedeckt, und sie aßen unter mancherlei angenehmen Gesprächen. Nach Tische ließ Hassan seine Freunde allein, um die heißesten Stunden hindurch ein wenig zu ruhen. Er selbst benutzte aber diese Zeit, um den Leuten, welchen er die Aufsicht über sein Landgut anvertraut hatte, die nöthigen Aufträge zu geben. Die kühleren Stunden des Mittags brachte er mit ihnen in dem Garten zu, und am Abende ritten sie auf drei sehr schönen Rappen, von einem Sklaven begleitet, nach Bagdad zurück.

Auf dem Wege kamen sie an einem einsam gelegenen Hause vorbei. Saad klagte über Durst, und bat Hassan und seinen Freund Mehram, ihre Rosse ein Bischen anzuhalten, denn er wollte sich einen Trunk Wasser reichen lassen. „Ei,“ sprach Hassan, „wir mögen jetzt etwa den halben Weg zurückgelegt

„haben; es wird unsern Rossen auch wohlthun, eine Weile aus„zuschnaufen. Wir können dann um so schneller reiten, wenn „sie geruht haben. Die sechs Stunden bis Bagdad in einem „Trabe zu reiten, ist zu viel für gute Pferde. Solche Gewalt„ritte macht man nur mit Pferden, an welchen nichts mehr zu „verderben ist. Aber diese drei Rappen sind gerade meine be„sten Pferde."

Saad und Mehram waren es zufrieden. Sie stiegen ab, und Hassan schickte den Sklaven in das Haus, um eine Schale Wasser für Saad zu holen. Eine Frau brachte einen Trunk frische Milch. Sie tranken alle, und Saad reichte der Frau ein kleines Geschenk an Geld dafür. „Es ist doch unrecht," sagte er dann zu Hassan, „daß wir's uns schmecken lassen, und die „armen Pferde, die sich müde an uns getragen haben, und noch „tragen sollen, müssen leer ausgehen." Ehe er aber noch Hassans Antwort abgewartet hatte, fragte er die Frau: „Habt Ihr „denn nichts im Hause, das wir unsern Pferden als Futter „vorschütten könnten?"

Die Frau besann sich eine Weile, dann sagte sie: „Ich weiß „nichts, als einen Topf Kleie, die mein Mann schon vor lan„ger Zeit einmal in der Stadt erhandelt hat." Saad versprach ihr die Kleie gut zu bezahlen, und sie brachte den Topf eilig herbei. Saad gab ihr das Geld dafür, und Hassan betrachtete den Topf und rief überrascht: „Gerade so war mein Kleietopf."

Indem der Sklave die Kleie herausschüttete, um sie unter die drei Pferde zu vertheilen, fiel ein zusammengebundenes Tuch heraus. Er brachte es Hassan, und sprach: „Seht, Herr, ist „das nicht das Tuch mit Geld, das Ihr in den Kleietopf ver„steckt habt, wie Ihr schon oft erzähltet?"

„Nun Gottlob!" rief Hassan. „So kann ich durch ein „halbes Wunder heute all' Eure Zweifel gegen die Wahrheit der „Erzählung meiner Unglücksfälle widerlegen." Er reichte Saad das Tuch und fuhr fort: „Knüpft es selbst auf, und seht, ob „nicht meine hundert und neunzig Zechinen wohlgezählt darin „sind."

Saad knüpfte es auf, und siehe da! die hundert und neunzig Goldstücke waren noch alle darin. Da sprach Saad zu Mehram: „Ich muß dir den Sieg zugestehen; das Geld ist „nicht immer ein Mittel, zu Reichthümern zu gelangen. Das „Glück vermag es eher, ein unbedeutendes Ding in die uner„meßlichsten Schätze zu verwandeln."

Er schenkte das in der Kleie gefundene Gold sogleich der armen Frau in dem Hause, die ihre Freude und Dankbarkeit nicht genug bezeigen konnte. Sobald die Pferde ihr Kleifutter verzehrt hatten, stiegen sie wieder auf, und kamen bei hellem Mondscheine nach Bagdad.

Das Geld, welches Hassan in dem Turban wieder gefunden hatte, vertheilte er am andern Tage unter die Armen.

Seit der Zeit besuchten die beiden Freunde den Kogia Hassan Alhabbal oft in seinem Hause und auf seinem Landgute am Tigris, und Hassan besuchte sie wieder in ihrer Wohnung, und sie nahmen auch ihn in den Bund ihrer Freundschaft auf.

Als Harun Alraschid, der Kalif von Bagdad, einst Hassans großes Haus sah, ließ er ihn zu sich rufen, und fragte ihn, wie er, als ein armer Seiler, zu dem Reichthum gekommen sey, daß er ein so großes und prächtiges Haus habe erbauen können.

Hassan erzählte ihm seine Geschichte, und Harun Alraschid fand sie so merkwürdig, daß er sie aufschreiben ließ. Und sein Schatzmeister mußte die Schrift bei dem schönsten Diamant in der Schatzkammer des Kalifen aufbewahren; denn dieser war eben der Diamant, den Hassans Frau in dem Bauche des Fisches gefunden hatte. Der Kalif hatte ihn von dem Juden gekauft.

II.

Geschichte von Ali Baba und den vierzig Räubern.

Erstes Kapitel.

Ali Baba wohnte in einer Stadt des persischen Reiches, in einer kleinen Hütte, und nährte sich mit Frau und Kindern sehr kümmerlich mit einem kleinen Holzhandel. Er ging täglich mit seinen drei Eseln in den Wald, suchte dürres Holz zusammen, und brachte es auf seinen Eseln nach der Stadt, wo er es verkaufte.

Eines Tages, da er eben wieder im Walde war, und seine Esel schon mit Holz beladen hatte, sah er in der Ferne einen großen Staub aufsteigen. Der Staub kam immer näher, und bald erkannte er eine große Reiterschaar, die in vollem Galoppe dahersprengte. Obgleich die Gegend sicher war, und man nie etwas von Räubern gehört hatte, dachte Ali Baba doch, es möchte am besten seyn, wenn er sich verstecke. Darum trieb er seine drei Esel in's Gebüsch, und er selbst stieg auf einen Baum, dessen Zweige ihn verbargen. Durch das Laub konnte er aber alles sehen, was um ihn vorging.

Kaum war er oben, so kamen auch die Reiter dahergesprengt. Sie hielten ganz nahe bei ihm still, stiegen von ihren Pferden, und schnallten ihre schweren Mantelsäcke ab. An ihren Waffen und ihren wilden Gesichtern sah Ali Baba deutlich, daß es Räuber waren. Der Ansehnlichste unter ihnen stellte sich ganz

dicht vor eine hohe Felsenwand, die mit Gebüsch bedeckt war, und rief mit lauter Stimme: „Sesam, thu' dich auf!" und sobald er das Wort gesprochen hatte, öffnete sich eine Thür in dem Felsen. Der Hauptmann ließ seine Räuber alle voraus hineingehen, und folgte ihnen dann nach. Kaum war er drinnen, so schloß sich die Thür wieder zu, daß man außen keine Spur mehr davon wahrnehmen konnte.

Während die Räuber in der Höhle waren, zählte Ali Baba ihre Pferde, die sie an den Büschen umher angebunden hatten. Es waren vierzig. Jeder Räuber hatte seinem Pferde ein kleines Futtersäckchen mit Gerste an das Maul gebunden, und sie fraßen begierig daraus. Da dem armen Ali die Zeit auf seinem Baume lang wurde, kam er auf den Gedanken, herunter zu steigen, schnell auf eines der Pferde zu springen, noch eines beim Zügel zu ergreifen, und nach der Stadt zu jagen. Dann dachte er aber, die Räuber möchten es merken, ihm nacheilen, und wenn sie ihn einholten, so wäre sein Tod gewiß. Er blieb darum geduldig auf seinem Baume sitzen.

Endlich ging die Felsenthür wieder auf, und die Räuber kamen, einer nach dem andern, mit dem leeren Felleisen heraus. Der Hauptmann kam zuletzt, stellte sich vor die Thür, und rief wieder mit lauter Stimme: „Sesam, schließe dich zu!" und die Felsenwand war wieder geschlossen, daß man keine Spur mehr von dem Eingange bemerken konnte.

Nun schnallten die Räuber ihre leeren Felleisen wieder auf, zäumten ihre Pferde, und saßen auf. Darauf jagte der Hauptmann an ihrer Spitze mit ihnen denselben Weg zurück, den sie gekommen waren. — Ali Baba stieg aber nicht sogleich von seinem sichern Baume herab, denn er fürchtete, sie könnten etwas vergessen haben, und wieder zurückkehren. Erst als er die Staubwolke ganz in der Ferne verschwinden sah, verließ er seinen Zufluchtsort.

Er trieb seine Esel aus dem Gebüsche zusammen, und ging dann an die Felsenwand. „Ob sich die Thür wohl auch auf„thut, wenn ein Anderer die Worte spricht?" dachte er bei sich, und rief: „Sesam, thue dich auf!" Da öffnete sich alsbald ein geräumiger Eingang. Er hatte vermuthet, eine finstere Berghöhle zu finden; aber als er einige Stufen hinabgestiegen war, schloß sich die Thür, und er sah ein sehr großes Gewölbe, welches durch eine künstliche Oeffnung von oben so viel Licht erhielt, daß es ganz hell darin war. An den Wänden lagen große Vorräthe von mancherlei Art, Lebensmittel, hoch aufeinander gethürmte Ballen von seidenen Stoffen, von silber- und golddurchwirkten Stoffen, prächtigen Teppichen, feinen wollenen Tüchern, große Straußfedern, ganze Haufen von ledernen Beuteln, mit Gold- und Silbermünzen gefüllt, große irdene Geschirre, voll der schönsten morgenländischen Perlen, ganze

lith. F. Schnorr

Zu der Geschichte von Ali Baba
und den vierzig Räubern

Gefäße voll Edelsteine, kurz alles, was man von kostbaren und seltenen Waaren nur ersinnen konnte. Man sah daraus, daß eine Räuberbande schon lange dieses Gewölbe zum Sammelplatze ihrer Beute benutzt haben mußte.

„Hum," sprach Ali Baba für sich, „wenn das Geld und „Gut rechtlichen Leuten gehörte, die es auf ehrliche Weise erwor„ben hätten, so wollte ich mich wohl hüten, etwas davon zu „berühren. Wenn ich aber diesen Spitzbuben und Raubgenossen „nun einen kleinen Theil ihrer Beute entziehe, was ist daran „gelegen? Sie merken es nicht einmal, und wenn sie es auch „merkten, so thut das nichts. Wenn ich es den Richtern an„zeigte, so würde ihnen ja doch alles genommen, und man „würde ihnen selbst nachstellen, und sie mit dem Tode strafen. „Und da droben der Himmel kann auch nichts dagegen haben, „wenn sich ein armer Mann mit solchem Gelde ein besseres Le„ben zu verschaffen sucht."

Er machte sich also gutes Muthes über die Geldbeutel her, und trug von denen, die mit Goldmünzen gefüllt waren, so viel hinaus, als er glaubte, daß seine drei Esel zu tragen im Stande wären. So oft er wieder in die Höhle hinein ging, schloß sie sich von selbst; wenn er aber hinaus gehn wollte, rief er: „Sesam, thu' dich auf!" und dann blieb die Thür offen. Als er so zum letzten Mal eine Last der schweren Goldbeutel heraus getragen hatte, rief er: „Sesam, schließe dich zu!" und die Felsenhöhle schloß sich.

Nun bepackte er seine Esel mit den Goldbeuteln, die er so mit dürrem Holze bedeckte, daß man nichts davon sehen konnte, und trieb sie nach der Stadt zurück. Diesmal lud er sie nicht vor der Hausthür auf der Gasse ab, wie er sonst pflegte, sondern zog sie in ihren Stall, machte die Thür zu, und nahm ihnen erst hier ihre Last ab.

Er trug darauf die schwer mit Golde gefüllten Beutel in das Haus. Seine Frau saß auf einem Polster, und er legte ihr die Beutel in eine Reihe vor die Füße; dann ging er, und holte wieder eine Tracht, und ging wieder. Die Frau befühlte einige der Beutel, und erschrak, als sie entdeckte, daß Gold darin war. Als aber ihr Mann wieder mit einem Arm voll herein kam, rief sie ganz betrübt: „Ach, lieber Mann, so viel Gold hast du doch „wohl nicht auf ehrliche Art an dem einen Tage erwerben kön„nen. Zu welchem Verbrechen hast du dich verleiten lassen?"

„Ei, was!" antwortete Ali Baba, „du glaubst am Ende „gar, ich sey ein Straßenräuber oder ein Mörder geworden? „Nein, liebes Weib, im Gegentheil! dieses Gold habe ich den „Straßenräubern abgenommen. Warte nur, du sollst bald eine „bessere Meinung von mir bekommen." Er setzte sich zu ihr, und indem er das Gold aus den Beuteln ausleerte, erzählte er ihr sein Abenteuer. „Aber," setzte er hinzu, „verschweigen

„müssen wir sehr sorgfältig, wie wir zu unserm Reichthum ka-
„men. Wenn sonst die Gerichte auf die Räuber aufmerksam
„werden und ihnen nachstellen, so können die Räuber auch leicht
„erfahren, wer ihr Geheimniß verrathen hat. Dann wäre ich
„meines Lebens nicht mehr sicher. Ueberhaupt müssen wir un-
„sern Reichthum nicht sogleich auf einmal merken lassen. Man
„könnte sonst vermuthen, ich hätte ihn auf unerlaubte Weise er-
„worben, und sicher würde man mich dann zur Rechenschaft
„ziehen."

Seine Frau stimmte damit völlig überein, und sie beschloßen, ihren Schatz in dem Stalle in die Erde zu vergraben. „Aber," sagte die Frau, „wir müssen das Geld doch erst zählen." Ali Baba antwortete aber: „Liebes Weib, wie lange hättest du „daran zu zählen?" Die Frau meinte, man müßte doch so ungefähr wissen, wie reich man sey, sie wollte ein Mäßchen leihen, und die Goldstücke messen. Auch das wollte Ali Baba nicht zugeben. Aber sie bat und schmeichelte ihm so lange, bis er ihr endlich erlaubte, in der Nachbarschaft ein Mäßchen zu holen. Er ging indessen in den Stall, und machte eine Grube, um das Gold darin zu verscharren.

Die Frau fragte bei einigen Nachbarinnen an, sie hatten aber alle kein Mäßchen bei der Hand.

In derselben Straße wohnte auch ein Bruder des Ali Baba, der Kassim genannt ward. Dieser hatte bald nach seiner Verheirathung von einem Verwandten seiner Frau einen wohleingerichteten Kramladen, große Vorräthe an Waaren und einige Ländereien geerbt, und lebte nun in gutem Wohlstande. Aber er war sehr geizig, und hatte bisher seinen Bruder gar nicht in seiner bedrängten Lage unterstützt. Auch war seine Frau sehr hochmüthig, und wollte keinen Umgang mit ihrer armen Schwägerin haben. Daher kam es, daß auch Ali Baba's Frau nur in den Fällen der größten Noth in Kassims Haus kam. Diesmal aber ging sie doch hin, und sprach ihre Schwägerin an, sie möchte ihr doch nur auf ein Paar Minuten ein Mäßchen leihen.

Kassims Frau ging, ihr das Maß zu holen. „Was mag sie „wohl zu messen haben?" fragte sie bei sich, und strich schnell ein wenig Honig innen auf den Boden des Maßes, und brachte es ihr. Sie eilte damit nach Hause, und maß ihr Gold, und freute sich mit ihrem Manne, daß sie das Mäßchen so oft füllen konnte. Als sie fertig waren, vergrub Ali Baba das Gold, und die Frau brachte das Mäßchen ihrer Schwägerin wieder, und dankte ihr für ihre Gefälligkeit.

Kaum war sie aus der Stube, so betrachtete Kassims Frau das Mäßchen. Wie erstaunte sie aber, als ein blinkendes Goldstück an dem Honig hing. „Was?" rief sie neidisch, „Ali „Baba hat das Gold mäßchenweis, und kann es gar nicht „mehr zählen? Wie mag der Schlucker zu so vielem Golde

„gekommen seyn?" Mit Sehnsucht wartete sie nun, bis ihr Mann am Abend aus seiner Bude nach Hause kam.

Zweites Kapitel.

Kassim hatte an jenem Tage einen vortheilhaften Handel geschlossen, und kam ganz vergnügt nach Hause. Er erzählte seiner Frau sogleich beim Eintritte davon, und schloß mit den Worten: „So segnet der Himmel meinen Fleiß, und unsere „Güter vermehren sich zusehends." Seine Frau konnte aber kaum warten, bis er ausgeredet hatte, und fiel schnell ein: „Ja, du läß'st dir dein Stückchen Brod sauer werden; indessen „dein Bruder auf leichtere Art zu weit größern Reichthümern „gelangt, als du mit all' deinem Schweiß und saurer Mühe zu „erwerben im Stande bist. Wir können unser Geld noch ganz „wohl zählen; dein Bruder mißt das Gold aber in Scheffeln."

Kassim lachte, und sprach: „Mein Bruder? Ali Baba? — „Nun, der wird freilich kein Gold zählen, aber messen wird „er's noch weniger. Wie meinst du das?" — Da erzählte ihm seine Frau, wie die Schwägerin ein Mäßchen geliehen habe, und zeigte ihm das Goldstück, das darin hängen geblieben war. Er betrachtete die Münze, konnte aber das Gepräge derselben gar nicht erkennen, und selbst der auf derselben stehende Name des Fürsten war ihm unbekannt. So alt war die Münze.

Er war durch seinen Handel und durch den Wucher schon so habsüchtig geworden, daß er sich über das Glück seines Bruders gar nicht freuen konnte. Die ganze Nacht brachte er schlaflos zu, denn der Neid ließ ihn nicht schlafen. Mit dem frühesten Morgen ging er zu Ali Baba. Er nannte ihn gar nicht Bruder; denn seit er durch seine Frau so wohlhabend geworden war, hatte er diesen Namen ganz vergessen.

„Ali Baba," sprach er, „du thust sehr geheim mit deinen „Umständen. Du stellst dich arm, wie ein Lump, wie ein Bett„ler, und doch hast du so viel Gold, daß du es messen mußt." Ali Baba that, als wüßte er gar nicht, was sein Bruder damit sagen wollte. Aber Kassim zeigte ihm das Goldstück, und sprach: „Das hat meine Frau in dem Mäßchen gefunden, als du es „wieder schicktest. Wie oft habt ihr's mit solchen Stücken voll „bekommen?"

Nach diesen Reden merkte Ali Baba wohl, daß er sich nicht weiter verstellen konnte, weil das Geheimniß seines Reichthums durch die Unvorsichtigkeit seiner Frau verrathen war. Darum erzählte er seinem Bruder die ganze Begebenheit, wie er die Räuberhöhle entdeckt hatte, und bot ihm die Hälfte seines Goldes an. „Ja," sprach Kassim, „das verlange ich auch ganz natür„lich. Aber ich muß auch wissen, wo die Höhle ist, und wie „man hinein kommen kann, daß ich mir selbst dort hole, was

„mir gefällt. Wenn du mir das nicht alles genau sagst, so gebe „ich's bei den Gerichten an. Dann wird dir nicht allein die „Hoffnung genommen, noch mehrere Schätze zu holen, du mußt „auch noch ausliefern, was du schon hast."

Ali Baba beschrieb ihm mehr aus natürlicher Gutmüthigkeit, als aus Furcht vor seinen Drohungen, ganz genau die Waldgegend, wo er den Felsen finden konnte, und die Stelle, wo sich die Thür befand. Auch sagte er ihm die Worte, die man aussprechen mußte, damit sich die Thür öffnete und schloß, wie man es haben wollte.

Als Kassim alles wußte, ging er weg, und war entschlossen, sich, wo möglich, aller Schätze zu bemächtigen, die in der Räuberhöhle verborgen waren. Er machte sich deswegen am folgenden Tage mit der ersten Morgendämmerung auf, und ging mit zehn Maulthieren mit großen Packkörben in den Wald an die bezeichnete Stelle. Er fand richtig den Fels, und erkannte an den verwachsenen Büschen die Stelle, wo sich die Thür in den Felsen öffnete. Er band seine Maulthiere nicht an, weil er wußte, daß sie geduldig waren, stellte sich vor den Felsen, und rief: „Sesam, thue dich auf!" Da öffnete sich die Thür, er ging hinein, und die Thür fuhr wieder zu.

Er erstaunte, als er die Reichthümer und Kostbarkeiten sah. Er hatte geglaubt, er würde beinahe Alles auf seine zehn Maulthiere laden können, und sah, daß hundert Kameele noch nicht im Stande waren, die Hälfte davon zu tragen. „Geduld!" sagte er zu sich selbst, um seine Habsucht zu beruhigen, „Geduld! „wir kommen morgen wieder, und da wollen wir schon mehr „Lastthiere mitbringen."

Lange konnte er nicht satt werden, all' die Kostbarkeiten zu betrachten. Endlich erinnerte er sich, daß er anfangen müßte, aufzupacken. Er suchte darum immer das Kostbarste von allem aus, und trug es an den Ausgang, und häufte dort zusammen, was er mitnehmen wollte. — Ein Gefäß mit Edelsteinen dünkte ihm immer vorzüglicher, als das andere; ein Beutel mit Gold schien ihm schwerer, als der andere; ein Stück Gold- oder Silberstoff hielt er für schöner und reicher, als das andere. Was ihm gefiel, schleppte er an den Ausgang. Hunger und Durst vergaß er in seiner Habgier, und bauete so einen ganzen Berg von allerlei Waaren auf, die er seinen Maulthieren aufladen wollte, weit mehr, als sie zu tragen im Stande gewesen wären.

Nun wollte er sie aufladen. Er nahm von den Dingen, die er unten in die Packkörbe thun mußte, und ging an die Thür. Aber — — wie sollte er sagen? — Er besann sich hin und her, und es fiel ihm nicht ein. Er versuchte allerlei: „Fels, thue „dich auf!" — der Fels blieb geschlossen. „Thor, thue dich „auf!" — das Thor blieb geschlossen. „Thür, thue dich auf!" — die Thür blieb geschlossen. „Berg, thue dich auf!" — der Berg

that sich nicht auf. „Nein, nein," sprach er dann bei sich, „es „war etwas Ungewöhnliches. War's nicht eine Art Obst? „Apfel? Birn? Nuß? Dattel? — Nein, nein! — halt! eine „Getreideart war's." Nun glaubte er das Wort gefunden zu haben, und rief: „Gerste, geh' auf!" die Thür blieb aber zu. „Frucht, geh' auf!" — Er rieth noch mehrere Getreidenamen, aber vergebens! Wie es oft geht, daß einem das gemeinste Wort aus dem Gedächtnisse entgeht, so fiel ihm gerade der Sesam nicht ein. Plötzlich rief er noch einmal, als wäre er jetzt seiner Sache gewiß: „Seufsame, thue dich auf!" Aber es half auch nichts; er war und blieb eingesperrt.

Er gerieth darüber in große Bestürzung, warf den Sack hin, den er schon auf der Schulter hatte, ging mit großen Schritten in der Höhle auf und ab, aber der Name fiel ihm nicht ein. Er untersuchte, ob die Höhle nicht sonst einen Ausgang habe, aber er fand keinen, als die Oeffnung an der Decke. Diese war indessen so hoch oben, daß er sie auf keine Weise erreichen konnte. Er ging zurück an die Thür, und versuchte, sie mit Gewalt zu öffnen. Sie stand aber so fest, daß alle Versuche vergeblich waren. Da warf er sich in Verzweiflung auf die Erde, und rang die Hände, und beklagte sein Schicksal.

Drittes Kapitel.

Der Mittag war indessen längst vorübergegangen, und als es Abend wurde, kamen die Räuber heran. Als sie die Maulthiere an ihrem Felsen sahen, sprengten sie schnell heran. Davon wurden die Maulthiere scheu, und verliefen sich in den Wald. Die Räuber jagten ihnen nicht weiter nach, denn es war ihnen nur darum zu thun, den zu finden, der sie daher getrieben hatte. Einige von ihnen sprengten darum um den Felsen herum; die andern stiegen mit dem Hauptmanne ab, stellten sich im Halbkreise um den Eingang, und zogen die Säbel.

Kassim hatte sie kommen hören. Anfangs wollte er sich verstecken, er sah aber keinen schicklichen Ort. Darum stellte er sich ganz vorn hin, zum Sprung gefaßt, und hoffte, durch Schnelligkeit zu entwischen, wenn die Thür aufginge.

Da rief der Hauptmann außen: „Sesam, thue dich auf!" Als er das Wort hörte, rief auch Kassim unwillkührlich zugleich: „Sesam, thue dich auf!" Die Thür öffnete sich, und Kassim sprang mit einem Satze hinaus, und rannte an den Hauptmann, der gerade vor dem Eingange stand, daß er zu Boden stürzte. Er entkam aber nicht. Einer der Räuber, die im Halbkreise umherstanden, spaltete ihm mit einem Säbelhiebe den Kopf bis auf den Nacken. Er fiel todt nieder, und nun kamen die übrigen Räuber herzu, und zerhieben ihn in vier Stücke.

Nun gingen sie in die Höhle, und legten die Waaren und

Kostbarkeiten, welche Kassim an dem Eingange aufgehäuft hatte, wieder an ihre Stelle. Dann untersuchten sie alle Winkel der Höhle, um zu sehen, wie er hineingekommen seyn konnte. Sie fanden aber nichts. „Oben kann er denn doch nicht durch die „Lichtöffnung hereingekommen seyn," sagte einer der Räuber, „denn die Höhe ist zu groß. Er hätte ja Hals und Beine ge„brochen, und zudem ist es ja ganz unmöglich, den steilen glat„ten Felsen zu ersteigen. Und durch die Thür ist er doch schwer„lich hereingegangen. Denn wenn er gewußt hätte, wie man „sie öffnet, so hätte er auch wieder herausgehn können." „Ei," sagte ein anderer, „er hat noch nicht genug zusammengeschleppt „gehabt; denn er hatte ja eine ganze Heerde Lastthiere bei sich. „Wir haben ihn nur an seiner guten Arbeit gestört."

„Dieser schadet uns nicht mehr," sagte der Hauptmann; „aber damit Jeder ein warnendes Beispiel habe, wer etwa noch „um unser Geheimniß weiß, und in unsere Höhle geht, so leget „auf jede Seite des Einganges ganz vorn in die Höhle zwei „Stücke von diesem Todten. Wir wollen aber nun einen Zug „in ferne Gegenden machen, daß wir nicht eher wieder hierher „kommen, als bis sich der üble Geruch des Leichnams etwas „verloren hat."

Die Räuber thaten, wie der Hauptmann befohlen hatte, dann gingen sie alle heraus, der Hauptmann rief: „Sesam, „schließe dich zu!" und als die Thür sich geschlossen hatte, untersuchte er noch den Fels; aber man sah gar keine Spur von einer Thür. Sie setzten sich darauf wieder alle zu Pferd, und sprengten davon, um auf den gangbaren Straßen die Karavanen der reisenden Kaufleute zu überfallen und zu berauben.

Gegen die Nacht kam Kassims Frau eilig zu Ali Baba gelaufen, und sprach: „Lieber Schwager, Euer Bruder ist heute „frühe schon nach dem Walde gegangen (Ihr wisset wohl war„um), und ist noch nicht zurück." Ali Baba hatte sich vermuthet, daß Kassim hinausgehn würde, und war deswegen selbst zu Hause geblieben, um ihn nicht zu stören. Er tröstete seines Bruders Weib, und stellte ihr vor, daß Kassim seine gute Ursache haben konnte, warum er wahrscheinlich erst bei dunkler Nacht in die Stadt zurückkehren würde. Mit diesem Troste ging sie nach Hause.

Es ward aber völlig Nacht, und ihr Mann kam noch immer nicht; es ward später und später, und er kam noch nicht; es ward Mitternacht, und er war noch nicht da. Sie weinte und bereuete ihre Neugier, die Schuld an dem Unglücke war, das sie noch nicht kannte. Sie fürchtete und hoffte bis an den Morgen — aber Kassim war nicht gekommen. Da lief sie wieder zu Ali Baba, und sagte es ihm, daß er immer noch nicht zurück wäre.

Da machte sich Ali Baba sogleich mit seinen drei Eseln auf

den Weg. Als er an den Felsen kam, sah er das Blut in dem Grase, und er hielt es gleich für eine schlimme Vorbedeutung. Er rief: „Sesam, thue dich auf!“ und kaum hatte sich der Eingang geöffnet, so sah er auch gleich bei seinem Eintritte den geviertheilten Leichnam seines Bruders. Obgleich dieser sich in seinem Leben nie brüderlich gegen ihn erwiesen hatte, traten ihm jetzt doch Thränen in's Auge, und er beklagte seinen Tod mit aufrichtigem Bruderherzen. Unter diesen Thränen packte er die vier Stücke seines Leichnams in zwei kostbare Decken, die er aus der Höhle der Räuber nahm, und legte sie auf einen seiner Esel; rings umgab er diese vier Stücke aber mit dürrem Holze, daß man nicht erkennen konnte, was der Esel trug. Hierauf holte er wieder von den mit Goldmünzen gefüllten Beuteln eine Last für seine beiden andern Esel, bepackte sie oben darauf auch mit dürren Reisern, rief: „Sesam, schließe dich zu!“ und ging mit seinen Eseln von dannen. An dem Ende des Waldes wartete er aber, bis es Abend war, und zog dann langsam gegen die Stadt, daß er erst mit der Nacht daselbst ankam.

Er trieb seine Esel zuerst an sein Haus, übergab seiner Frau die beiden mit Gold beladenen, um sie abzupacken, und nachdem er ihr insgeheim kurz erzählt, in welchem Zustande er den Leichnam seines Bruders gefunden hatte, trieb er den andern Esel an Kassims Haus, und klopfte daselbst an.

Morgiana öffnete die Thür. Diese Morgiana war eine sehr kluge Sklavin Kassims, voller Gewandtheit, und wußte gleich in allen Verlegenheiten guten Rath zu geben. Dabei war sie sehr treu, und ihrer Herrschaft ergeben.

Ali Baba führte seinen Esel in den Hof, packte das dürre Holz ab, und nahm Morgiana auf die Seite, indem er ihr die beiden Päcke zeigte. „Sieh',“ sprach er, „das ist deines Herrn „Leichnam. Es kommt nun Alles darauf an, daß die Nachbar„schaft nichts von der Art seines Todes erfährt, und daß wir „die Leute glauben machen, er sey eines natürlichen Todes ge„storben, damit er ein ehrliches Begräbniß erhält. Wie das zu „machen ist, überlassen wir ganz deiner Klugheit. Führe mich „nun zu deiner Herrin, und gib auf alles Acht, was du hören „wirst, um dich darnach zu richten.“

Als er zu Kassims Frau hineintrat, rief sie ihm gleich entgegen: „Was bringt Ihr für Botschaft? lebt mein Mann? — „Euer Gesicht weissagt mir nichts Tröstliches.“ Er redete ihr zu, sich ja zu fassen, und nicht in lautes Wehklagen auszubrechen. „Denn,“ fügte er hinzu, „es ist für Euch so wichtig als „für mich, aus dem, was uns geschehen ist, ein Geheimniß zu „machen.“ Sie versprach, ihren Schmerz ruhig zu tragen, und er erzählte ihr Alles, und brachte am Ende den geviertheilten Leichnam in ein Zimmer.

Seine Schwägerin war trostlos; doch äußerte sie ihren

Schmerz nur halblaut. „Ach!“ sprach sie, „außerdem, daß ich „meinen treuen Kassim verloren habe, habe ich nun eine Menge „von Handelsgeschäften, die zum Theil angefangen, zum Theil „halb vollendet sind, über mir. Wer soll die ausführen? Solche „Geschäfte kann nur ein Mann besorgen, ach! und wer wird „sich meiner annehmen?“ Ali Baba hatte Mitleiden mit ihr, und sprach zu ihr: „Ich will Euch einen Vorschlag machen, der „Euch über diese Bekümmerniß trösten kann. Seht, es ist ja „bei uns Persern Sitte, daß wohlhabende Männer mehr als „eine Frau haben. Ich will Euch noch zu meiner Frau, die „ich schon habe, heirathen, und Eure Handelsgeschäfte besorgen. „Das Gold, das ich aus der Räuberhöhle mitgenommen habe, „macht gewiß so viel aus, als Euer ganzes Vermögen. Wir „sind also darin einander gleich, und meine Frau wird auch da„mit zufrieden seyn. Ich denke, wir können recht glücklich zu„sammen leben.“

Kassims Wittwe nahm den Vorschlag an. Ali Baba erinnerte die Sklavin Morgiana noch an ihren Auftrag, und trieb dann seinen Esel nach Hause.

Morgiana lief schnell zu einem Apotheker, der in der Nachbarschaft wohnte. Ganz außer Athem rief sie: „Geschwind, „Herr Nachbar, die Arzenei, wißt Ihr, die starke, man ge„braucht sie nur in gefährlichen Krankheiten!“ Der Apotheker saß gerade auf seinem Arzeneitische. Er legte den Finger zwischen die Zähne, und schien sich zu besinnen. Dann sprach er zu der Sklavin: „Wer ist denn krank, mein schönes Kind?“ „Ach,“ antwortete Morgiana, „mein Herr selbst. Es hat ihn „eben sehr schnell angefallen, und schüttelt ihn, wie ein Fieber. „Er ist sterbenskrank. Wir wissen freilich noch nicht recht, was „ihm fehlt; aber wir denken, daß Eure Arzenei ihm wieder hel„fen soll.“

„Nur Geduld, liebes Kind,“ antwortete der Apotheker, „ich „weiß jetzt schon, was Sie für eine Mixtur meint.“ Damit griff er nach einer Flasche, und goß davon in eine Schale. Dann griff er nach einer Büchse, und nahm etwas Latwerge heraus, und rührte sie darunter. Beim Umrühren sprach er aber: „da „es für Herrn Kassim ist, muß ich die Arzenei ein wenig stärker „machen, denn er ist ein starker Mann. Sie hat auch ganz „wohl gethan, liebes Kind, daß Sie zu mir gegangen ist; denn „wenn meine Arzeneien nicht mehr helfen können, so hilft auch „der große Prophet Mahomed nicht mehr. Und, unter uns „gesagt, die andern Apotheker verstehen nichts. Aber woher „kommt's? — sie studiren nicht!“ — Die Arzenei war während dieser Rede fertig geworden; er gab sie ihr hin, und ließ ihrem Herrn eine gute Besserung wünschen. Sie gab ihm das Geld dafür, und eilte fort.

Am andern Morgen kam Morgiana ganz traurig zu dem

Apotheker, und sprach: „Ach, Herr Nachbar, gebt mir eine „noch stärkere Arzenei; die gestrige hat nicht viel geholfen. Im „Gegentheil, mein Herr ist um vieles kränker, als gestern. Ich „glaube, er lebt keinen Tag mehr. Ich muß nachher auch gleich „Ali Baba, seinen Bruder, zu ihm rufen.“

„Das ist mir leid, sehr leid!“ sagte der Apotheker. „Nun, „mein schönes Kind! ich will ihm eine Arzenei machen, die zwar „ein wenig theuer ist, aber man gebraucht sie gewöhnlich, wenn „sonst nichts mehr helfen will. So lang der Athem aus- und „eingeht, muß man nicht verzweifeln; der Patient kann sich „immer noch erholen.“ Er mischte die Arzeneien aus vielen Kolben und Büchsen unter einander, und gab ihr das Gemische. Morgiana bezahlte, was er dafür forderte, und er rief ihr noch nach, indem sie wegging: „Wenn's nicht hilft, so ist die Ar- „zenei gewiß nicht Schuld. Für den Tod freilich ist kein Kraut „gewachsen.“

An diesem Tage ging auch Ali Baba und seine Frau bei Kassim oft aus und ein. Man sah sie sehr traurig, man hörte von dem Apotheker, daß Kassim todtkrank sey, und so wunderte sich Niemand, als man gegen Abend in Kassims Hause ein Schreien und Wehklagen hörte, und bald darauf von den Skla- ven und Dienern die Nachricht erhielt, daß Kassim gestorben sey.

Nun wußte Morgiana, daß ein armer Schuhflicker, Baba Mustafa, ein lustiger Mann, jeden Morgen sehr früh schon auf dem Markte in seiner Bude saß und arbeitete. Sie ging darum am nächsten Morgen, noch ehe es ganz Tag war, auf den Markt. Baba Mustafa war der Erste, der seine Arbeits- bude aufschloß. Morgiana trat sogleich hinzu, wünschte ihm einen guten Morgen, und drückte ihm dabei ein Goldstück in die Hand.

Baba Mustafa betrachtete es und lachte. Dann sprach er zu ihr: „Soll das mein Handgeld seyn? Nun, nun, ich bin „bereit! womit kann ich Euch dienen?“ „Nehmt schnell, was „Ihr zum Nähen braucht,“ antwortete Morgiana, „und kommt „mit mir. Aber Ihr müßt Euch gefallen lassen, daß ich Euch „die Augen verbinde, damit Ihr nicht seht, wohin ich Euch führe.“

„Wie?“ sprach Baba Mustafa, „ich soll mich mit verbun- „denen Augen führen lassen? Soll nicht wissen, wohin? Das „lautet mir verdächtig. Da, nehmt das blanke Goldstück wie- „der. Ein reines Gewissen ist mir lieber, als das reinste Gold.“ Morgiana drückte ihm noch ein Goldstück in die Hand und sprach: „Ihr sollt nicht gegen Euer Gewissen handeln, und nicht „gegen Eure Ehre. Was Ihr thun sollt, bringt keinem Men- „schen Nachtheil.“

„Nun, in Gottes Namen!“ sprach Mustafa. Er ließ sich die Augen verbinden, und Morgiana führte ihn durch einige Umwege in Kassims Haus, wo sie ihm das Tuch erst wieder in

einer dunkeln Stube abnahm. Hier zeigte sie ihm die vier Stücke von Kassims Leichnam, und fragte ihn, ob er diese gut zusammennähen wollte. „Ei, warum das nicht?“ rief Baba Mustafa, „den will ich mit meinem Pechdrahte schon zusammen„heften, daß er so leicht nicht wieder aus einander reissen soll.“ Mit diesen Worten fing er an zu nähen, und als er fertig war, drückte ihm Morgiana noch ein Goldstück in die Hand, und verband ihm die Augen wieder, und führte ihn in seine Bude zurück. Hier gab sie ihm noch ein Goldstück, und er mußte ihr versprechen, gegen Niemand etwas zu verrathen.

Als der Tischler hierauf kam, um das Maß für den Sarg zu nehmen, war Kassims Leiche schon mit einem gewöhnlichen Leichenanzuge bekleidet. Aber damit der Tischler die Naht über das Gesicht nicht sehn sollte, hatte Morgiana ein Tuch über Kassims Kopf geschlagen. Und als der Sarg kam, legte sie mit Ali Baba den Leichnam selbst hinein. Der Imam kam, die Nachbarn versammelten sich, und viere trugen den Sarg. Der Imam folgte mit den übrigen Dienern der Moschee, und sprach seine Gebete; Morgiana ging als Sklavin des Hauses mit entblößtem Haupte hinter ihnen, und klagte, jammerte und weinte; nach ihr kam Ali Baba mit trauriger Miene, und hinter ihm gingen die übrigen Nachbarn, von welchen viere immer den Sarg abnahmen, wenn die Träger müde waren. So kamen sie nach dem Begräbnißorte, und begruben Kassims Leiche.

Bei Kassims Wittwe hatten sich die Nachbarinnen versammelt, und klagten und jammerten mit ihr, daß die ganze Nachbarschaft ihr Geschrei hörte, und Jedermann den herzlichsten Antheil nahm. Niemand in der ganzen Stadt merkte, daß Kassim nicht eines natürlichen Todes gestorben war.

Nach wenigen Tagen heirathete Ali Baba seine Schwägerin, und brachte sein weniges Hausgeräthe in Kassims Haus. Das war in jener Gegend gar nichts Ungewöhnliches, darum fiel diese Heirath auch keinem Menschen auf. Das Gold brachte Ali Baba bei Nacht in seine neue Wohnung. Aber Kassims Kaufbude schenkte er seinem Sohne, der bisher bei einem Kaufmann in der Lehre war, und dessen Lehrzeit eben in jenen Tagen zu Ende ging.

Viertes Kapitel.

Es war indessen einige Zeit vergangen, und Ali Baba hatte noch manchmal „Sesam, thu' dich auf!“ gesagt, und so viele von den Goldbeuteln geholt, daß man es an dem Haufen nach und nach wohl merken konnte; da kamen eines Tages die vierzig Räuber wieder in ihre Höhle.

Als sie Kassims Gebeine nicht mehr fanden, und die große Lücke in ihrem Goldhaufen bemerkten, riefen sie sogleich: „Wir

„sind verrathen! es weiß noch Jemand um unser Geheimniß!“ Der Hauptmann stimmte mit ein, und sprach: „Freunde, das „muß unsere erste Sorge seyn, daß wir den entdecken, der die „Gebeine des Geviertheilten aus der Höhle nahm; sonst wird „uns nach und nach unser ganzer Reichthum gestohlen, den wir „mit so sauerm Schweiße und mit so vielen Gefahren erworben „haben. Wahrscheinlich wohnt der Thäter in der nächsten Stadt. „Vor allen Dingen müssen wir sein Haus zu entdecken suchen. „Darum muß sich einer von uns ohne Waffen als Reisender „in die Stadt schleichen, und auszukundschaften suchen, aus „welchem Hause ein Geviertheilter begraben wurde. Wissen wir „das, dann müssen wir Mittel und Wege suchen, alle Männer „in dem Hause um's Leben zu bringen, daß wir den Rechten „gewiß mit umbringen.“

Die Räuber gaben dem Hauptmann ihren Beifall zu erkennen, und er fuhr fort: „Damit ich aber versichert bin, daß der„jenige auch seine Schuldigkeit vollkommen thut, den wir in die „Stadt schicken, so schwöre ich bei dem Propheten, daß ich den „ohne Nachsicht tödten lasse, der uns durch seine Nachlässigkeit „an das unrechte Haus führt, oder der wiederkommt, ohne eine „Spur ausgekundschaftet zu haben.“

„So ist's recht, mein Hauptmann!“ rief einer der Räuber, „und daß Ihr nicht das Loos zu werfen braucht, wer von uns „in die Stadt gehen muß, so schickt nur mich hinein. Ich habe „noch von Alters her sehr viele Freunde und Bekannte dort, die „nicht wissen, wo ich hingekommen bin. Auf den äußersten „Fall kann ich mich diesen zu erkennen geben, als käme ich von „weiten Reisen zurück, und da erfahre ich alle Ereignisse, die „sich seit meiner Abwesenheit zugetragen haben, auf die leich„teste Art.“

Der Hauptmann und die andern Räuber lobten ihn sehr wegen dieses Anerbietens. „Bedenke es aber wohl,“ sagte der Hauptmann, „es gilt dein Leben, wenn du deine Sache nicht „gut machst.“ „Es soll gelten!“ rief der alte Räuber, und kleidete sich so, daß man ihn für einen ganz ehrbaren Reisenden ansehn konnte, und versah sich mit Gold, und ging ganz früh in der nächsten Morgendämmerung in die Stadt.

Auf dem Markte war erst eine Bude geöffnet, und das war gerade die Bude des fleißigen Schuhflickers. Baba Mustafa saß auf seinem Schusterschemel, und arbeitete an einem alten Schuhe, und pfiff sich ein lustiges Liedchen. Der Räuber trat zu ihm und grüßte ihn. „Guten Morgen!“ sprach er, „du alter Grau„kopf! Nun, das heiß' ich fleißig seyn, wenn man so früh „schon an der Arbeit ist. Wenn Ihr Euer Leben durch so arbeit„sam war't, so mögt Ihr Euch ein hübsches Vermögen zusam„mengeflickt haben.“

„Ei was!“ sagte Baba Mustafa lachend, „ein Schuhflicker

„mag noch so fleißig seyn, so wird er doch niemal reich. Un„sere Arbeit wird zu schlecht bezahlt.“

„Nun, nun!“ antwortete der Räuber, „das Sprichwort „sagt doch: Morgenstunde hat Gold im Munde!“ „Das mag „auf andere Leute wohl passen,“ meinte Baba Mustafa. „Aber „eines Schuhflickers Morgenstunde hat nur Kupfergeld und kleine „Silbermünzen im Munde. Die Sprichwörter halten selten „Wort. Ja, ein Mal hat meine Morgenstunde doch auch Gold „im Munde gehabt, und recht hübsches Gold, recht viel.“

„Da habt Ihr gewiß einem vornehmen Herrn gearbeitet?“ fragte der Räuber gleichgültig. „Ob er reich war, weiß ich nicht,“ antwortete Mustafa; „aber gut bezahlt ward ich. Freilich muß „eine solche Arbeit besser bezahlt werden, als wenn man Schuhe „flickt. Ich habe dem Arzte ein Bischen in sein Handwerk ge„pfuscht; ich hab' ihn herrlich herausgeflickt.“ „Wie habt Ihr „denn das gemacht? habt Ihr ihm Arzenei verschrieben?“ fragte der Räuber. „Nichts da!“ lachte Mustafa, „geflickt, wie man „den Schuh flickt, mit dem Pfriemen und mit Pechdraht.“

Bei diesen Reden ward der Räuber aufmerksam. „O, geht!“ sagte er, „haltet mich nicht für einen Thoren, dem Ihr so et„was weiß machen könnt. Wer wird eine Wunde mit Pech„draht zusammennähen?“ „Herr!“ rief Baba Mustafa, „wenn „man solche Wunden hat, so näht man sie wohl mit Pechdraht „zusammen. Ihr müßt wissen, der Patient war vom Kopfe „bis auf die Beine, und von der rechten bis auf die linke Seite „eine Wunde, kurz! er war in vier Stücke zerhauen.“

„Was?“ rief der Räuber, „in vier Stücke!“ Er drückte dem Schuhflicker ein Goldstück in die Hand, und sprach: „Da, „nehmt das, und sagt mir doch, wem Ihr diese ärztliche Hilfe „geleistet habt.“ „Ja,“ antwortete Mustafa, „das kann ich „Euch nicht sagen. Der Patient lag in einer starken Ohnmacht, „als ich die Kur mit ihm vornahm. Er hat mir darum seinen „Namen nicht spendirt; und ich kann Euch auf Ehre versichern, „daß er mir nachher nie mehr unter die Augen gekommen ist.“ „Nun, macht keine Possen,“ sagte der Räuber, „das kann man „sich ja wohl denken, daß der Todte nachher nicht mehr über „den Marktplatz gegangen ist. Wenn Ihr auch seinen Namen „nicht wißt, so wißt Ihr aber doch wohl, wo Ihr ihn zusam„mengenähet habt. Zeigt mir wenigstens das Haus,“ sagte der Räuber.

„Das darf ich nicht!“ antwortete Mustafa. „Es ist mir „verboten worden. Auch hat man mich mit verbundenen Augen „hin- und zurückgeführt, so daß ich gar nicht wissen sollte, wo „ich gewesen wäre.“ Er lachte bei diesen Worten sehr verschmitzt, und sprach halb für sich: „Ja, der Baba Mustafa ist nicht so „dumm; er weiß wohl, wie viel Schritte er rechts geführt wurde, „ehe man wieder links umbeugte; und wie viele Schritte es dann

„wieder links ging, ehe man rechts umbeugte, und wie oft das „so hin und her ging."

Da merkte der Räuber wohl, daß den geschwätzigen Alten das Geheimniß drückte. Er schob ihm noch ein Goldstück in die Hand, und redete ihm zu: „Ich kann mir wohl denken, daß „Ihr nicht so einfältig seyd, daß Ihr Euch den Weg nicht doch „gemerkt hättet. Es ist zwar billig und ehrlich von Euch, daß „Ihr in der Stadt hier keinem Menschen die Sache verrathet. „Aber was schadet's bei mir? Ich bin ein Fremder, und reise „diesen Vormittag schon wieder weg. Nun bin ich gerade kurios, „auch das Haus zu sehen, wo Ihr die merkwürdige Kur mit „Euerm Patienten vorgenommen. Kommt, führt mich hin, so „sollt Ihr nachher noch zwei Goldstücke bekommen."

Als Baba Mustafa von zwei Goldstücken hörte, konnte er nicht widerstehen. Der Räuber mußte ihm versprechen, daß er nichts verrathen wollte, und er ließ sich die Augen verbinden; denn er glaubte, daß er so das Haus am sichersten finden würde. Der Räuber führte ihn, und Mustafa zählte, und sagte bald: „Nun rechts!" bald: „Nun links!" Und so stand er endlich stille, und sprach: „Jetzt stehn wir am Hause." Der Räuber machte aber schnell mit einem Stückchen Kreide ein Zeichen an die Thür des Hauses, an welchem sie standen, und dann band er ihm die Augen auf, und fragte ihn, ob er nicht wisse, wer in dem Hause wohne. „Nein," antwortete Baba Mustafa, „ich wohne in einem ganz andern Theile der Stadt, und komme „das ganze Jahr nicht in diese Gegend."

Der Räuber dankte ihm, und gab ihm die versprochenen zwei Goldstücke. Hierauf ließ er ihn in seine Bude zurück gehen; er selbst ging aber nach dem Walde zurück.

Kaum war der Räuber und Mustafa weggegangen, so öffnete Morgiana die Thür; denn der Morgen war indessen herangekommen. Sie hatte gegenüber in einem Hause ein kleines Geschäft zu besorgen. Als sie aber zurückkam, sah sie das Zeichen an der Thür. „Was bedeutet das wohl?" dachte sie bei sich. „Mag es etwas Gutes oder etwas Schlimmes anzeigen, oder „auch ganz bedeutungslos seyn, so schadet es nichts, wenn ein „gleiches Zeichen auch auf andern Thüren steht." Sie nahm alsbald ein Stück Kreide aus ihres Herrn Kaufladen, und machte so auf alle Thüren in der Nachbarschaft dasselbe Zeichen. Sie that es aber mehr aus Scherz, als daß sie wirklich ernstliche Folgen davon erwartet hätte. Darum vergaß sie auch, ihrer Herrschaft etwas davon zu sagen.

Fünftes Kapitel.

In der Abenddämmerung schlichen die Räuber unter allerlei Verkleidungen, gut bewaffnet, durch die verschiedenen Thore in

die Stadt, und sammelten sich um Mitternacht auf dem Marktplatze. Der Räuberhauptmann ging aber mit seinem Kundschafter in die Straße, wo Ali Baba's Haus stand. Der Kundschafter rühmte sich, daß er seine Sache so gut gemacht habe, und rief gleich bei der ersten Thür, wo er das Zeichen im Mondschein sah: „Hier ist das Haus; da steht mein Zeichen!" „Gut," sprach der Hauptmann, „wir wollen aber die Straße nun auf „und ab gehen, und dabei genau die Gelegenheit ersehen, wo „man am besten hineinbrechen kann." Sie waren aber noch wenige Schritte gegangen, da rief der Hauptmann: „Ei, was „ist denn das? da steht ja dasselbe Zeichen auch auf dieser Thür. „Welches ist nun das rechte Haus?" Das wußte der Räuber nicht zu sagen, und noch mehr ward er verwirrt, als er selbst dasselbe Zeichen noch an mehreren Hausthüren entdeckte.

Sie gingen auf den Markt zurück, und der Hauptmann befahl seinen Leuten, sich sogleich in der Stille nach dem Walde zurückzuschleichen. Sie versammelten sich an ihrer Höhle, und als sie erfuhren, warum sie unverrichteter Sache die Stadt verlassen mußten, da riefen sie alle: „Der Kundschafter muß sterben!" „Ja," sagte der Kundschafter, „ich habe den Tod verdient." Und der Hauptmann ließ ihm sogleich den Kopf abhauen. Darauf trat der Räuber, welcher dem Kundschafter den Kopf abgehauen hatte, hervor, und sprach: „ich habe ihn getödtet, aber ich will seinen Tod auch rächen. Ich will nun nach „der Stadt gehen, und mir das Haus gewiß besser bezeichnen."

Der Hauptmann warnte ihn; aber er bestand darauf, und so ging er auch am andern Morgen, als Reisender verkleidet, sehr früh in die Stadt. Er wußte schon von dem ersten Kundschafter, daß der fleißige Baba Mustafa das Haus zeigen konnte. Darum ließ er sich auch sogleich in ein Gespräch mit ihm ein, und brachte ihn durch einige Goldstücke auch dahin, daß er ihn an das Haus führte, wo er Kassims Leichnam zusammengenäht hatte. Der Räuber machte mit Röthel ein kleines Zeichen ganz unten an die Thür, und glaubte, hier werde es weniger in die Augen fallen. Darauf kehrte er ganz vergnügt zu seinem Hauptmann zurück.

Als die Nacht kam, schlichen auch die Räuber wieder alle in verschiedenen Verkleidungen mit ihren Waffen unerkannt in die Stadt, und versammelten sich auf dem Markte. Um Mitternacht zogen sie, von ihrem Kundschafter geführt, in Ali Baba's Straße, und zerstreuten sich sogleich an die Häuser, um das Röthelzeichen unten an der Thür zu suchen.

Auf einmal rief es aber an zehn Thüren zugleich: „Hier! „hier ist das Zeichen!" Denn Morgiana, die fleißige und aufmerksame Sklavin, hatte auch dieses Zeichen entdeckt, und alle Nachbarsthüren damit bezeichnet.

So waren die Räuber wieder getäuscht, und mußten wieder

abziehen. Als sie an ihrer Höhle ankamen, wurde der Kundschafter, wie der erste, mit dem Schwerte hingerichtet.

Da sprach der Hauptmann: „Ich sehe wohl, ihr alle seyd „gute brave Leute, die Muth und Entschlossenheit haben, die „kühnsten Thaten auszuführen. Wo es aber darauf ankommt, „etwas recht pünktlich und sorgfältig zu beobachten, da seyd ihr „nicht zu brauchen. Wir haben nun schnell nach einander zwei „unserer tapfersten Kameraden verloren, und ich bin überzeugt, „wir würden noch mehrere verlieren, wenn ich noch weiter die „Probe machen wollte. Ich bin aber fest entschlossen, selbst „hinzugehn, und wenn ich auch fehle, so soll mir geschehen, „wie unsern beiden Kameraden."

Die Räuber wollten das nicht zugeben, und einer erbot sich um den andern, für den Hauptmann in die Stadt zu gehen, und seine Sache gewiß klug und pünktlich auszurichten. Der Hauptmann gestattete es aber nicht. Er ging gleich in der Nacht verkleidet in die Stadt, und erwartete so am frühen Morgen schon den Schuhflicker. Baba Mustafa war erfreut, schon wieder einen Fremden zu sehen. Denn er hoffte schon in der Stille, daß er wieder ein Paar Goldstücke verdienen könnte. Darum war er auch gleich mit seiner Erzählung bereit, und da der Hauptmann mit seinen Goldstücken sehr freigebig war, führte er ihn sogleich an Ali Baba's Haus.

Dieser zählte nun die Fenster des Hauses, die Häuser aufwärts und abwärts bis an die Kreuzstraßen, merkte sich die ganze Bauart des Hauses, zählte die Schornsteine, und betrachtete es so genau, daß er es von allen Häusern jener Straße sicher unterscheiden konnte.

Als er zu seinen Räubern zurückkam, sprach er zu ihnen: „Nun soll uns nichts mehr abhalten, an dem Bösewicht Rache „zu nehmen. Sein Haus kenne ich nun so gut, daß ich es von „allen Häusern der Stadt unterscheiden kann; und ich habe auch „einen Plan gemacht, wie wir ganz unbemerkt in das Haus „kommen. Zerstreuet euch nun, und schafft neunzehn Maulthiere und acht und dreißig Oelschläuche herbei, und verschaffe „sich jeder ein scharfes und spitziges Messer. Auch müssen wir „so viel Oel haben, um einen der Schläuche damit zu füllen. „Kaufet nun diese Dinge, oder raubt sie, wo ihr sie bekommen „könnt; sorgt aber, daß ihr in drei Tagen alles beisammen „habet."

Die Räuber versprachen es, und zerstreuten sich in die Gegend umher.

Sechstes Kapitel.

Nach etlichen Tagen saß eines Abends Ali Baba vor seinem Hause. Da kam ein sehr wohlgekleideter Kaufmann die Straße

herab, und trieb neunzehn Maulthiere vor sich her. Als er bei Ali Baba war, hielt er stille, und sprach: „Lieber Herr, ich „komme heute mit meinen Maulthieren schon weit her, und sie „sind sehr ermüdet; denn seht, jedes trägt zwei tüchtige Schläuche „mit Oel. Nun habe ich hier in der ganzen Stadt keinen Gast„freund, bei dem ich einkehren und herbergen könnte. Darum „ersuche ich Euch nur um einen Platz in Euerm Hofe, wo ich „meinen Thieren die Last abladen kann, um sie bis morgen lie„gen zu lassen. Ich werde Euch den Hof auch nicht lange ver„sperren, denn ich hoffe, mein Oel gewiß morgen in der Frühe „sogleich zu verkaufen, da ich es um einen sehr billigen Preis „zu geben gesonnen bin."

Ali Baba nahm den Fremden gerne auf. Er ließ sogleich das Hofthor öffnen, zeigte ihm eine bequeme Stelle für seine Schläuche, und sprach dabei: „Es ist mir sehr lieb, daß Ihr „bei mir einkehret. Auch mir ist dieser Tage mein Vorrath an „Oel sehr zusammengegangen, und ich wollte mir ohnehin mor„gen auf dem Markte einen neuen Vorrath kaufen. Ich denke, „wir werden des Handels schon einig werden; ladet Eure „Schläuche nur ab, und kommt dann herauf in meinen Saal, „daß ich Euch mit Speise und Trank erquicke."

Der fremde Kaufmann wollte diese Gastfreundlichkeit ableh- nen, aber Ali Baba war so dringend, daß er seine Einladung endlich annahm. Einer von Ali Baba's Sklaven mußte ihm beim Abladen helfen, und die Maulthiere in den Stall bringen, wo sie reichlich mit Futter versorgt wurden.

Während der Oelhändler mit Ali Baba zu Tische saß, sprach Ali Baba: „Ich muß Euch schon einmal irgendwo in der Welt „gesehen haben, aber doch kann ich mich nicht erinnern, wo „und wann das geschah." „Das ist wohl möglich," antwortete der Fremde, „ich treibe mancherlei Handelschaft, und komme „weit herum; doch war ich noch nie in Eurer Stadt. Uebri„gens sieht auch ein Menschengesicht dem andern manchmal „sehr täuschend ähnlich."

Nach Tische befahl Ali Baba einem Sklaven, er sollte den Gast in sein Schlafgemach führen, und ihn beim Auskleiden be- dienen. Der Kaufmann wollte aber durchaus in dem Hofe bei seinen Oelschläuchen bleiben. Ali Baba versicherte ihm, daß ihm nichts daran geschehen sollte, und versprach ihm, jeden Schaden zu ersetzen. Er widersprach aber immer, und wollte durchaus nicht in das Schlafgemach gehn, und beharrte eigensinnig dar- auf, sich eine Schlafstelle bei seinen Oelschläuchen zu wählen. Nur dann gab er endlich nach, als Ali Baba sprach: „Sehet, „Ihr dürfet nur den Vorhang vor der Thür wegziehen, so könnt „Ihr ja auf den Balkon treten, und von dem sehet Ihr gerade „in den Hof auf die Stelle, wo Euer Oel liegt."

Ehe er aber in sein Schlafgemach ging, sah er noch einmal

in dem Stalle nach seinen Maulthieren. Als er aus dem Stalle ging, brummte er eine Singweise vor sich hin. Als er aber an seinen Oelschläuchen vorbeiging, sang er mit lauter vernehmlicher Stimme, als sey es ein Stück aus einem angefangenen Liede, diese Worte:

„Um Mitternacht, um Mitternacht,
„Wenn Niemand wacht,
„Habt Acht, habt Acht!
„Drei Steinlein fallen.
„Hört Ihr sie schallen,
„Und wieder drei,
„Dann macht Euch frei,
„Dann kommt die Rachezeit herbei."

Er schlug im Vorübergehn an die nächsten seiner Schläuche mit einer dünnen Gerte im Takte an, und begab sich darauf in sein Schlafgemach. Den Sklaven, der ihn bedienen sollte, schickte er sogleich von sich, und löschte auch bald sein Licht.

Es waren indessen Alle im Hause zur Ruhe gegangen; nur Morgiana und ein Sklave waren noch in der Küche. Sie hatte noch allerlei zu arbeiten, aber ihr Licht wollte erlöschen. Sie ging darum in den Kaufladen ihres Herrn. Hier war aber kein Oel mehr vorräthig. Da sprach sie zu Abdalla, dem Sklaven: „Was fangen wir an? die Lampe hat kein Oel mehr, der „Vorrath in dem Kaufladen ist all verkauft, und ich muß meine „Arbeit doch noch schaffen. Es ist auch schon so spät, daß man „in keinem andern Specereiladen mehr etwas holen kann."

„Ei was!" rief Abdalla, „geh' nur in den Hof. Der Fremde „hat ja acht und dreißig Oelschläuche voll Oel draußen liegen, „und der kann für die Gastfreundschaft, die er hier im Hause „genießt, schon eine Lampe mit Oel füllen. Ueberdies habe ich „auch gehört, daß ihm unser Herr den ganzen Vorrath abkaufen will. Gute Nacht! Ich bin fertig mit meiner Arbeit, und „geh' nun schlafen." Damit ging er in das Vorzimmer seines Herrn.

Obgleich es Morgiana ungern that, daß sie fremdes Eigenthum berührte, ging sie doch aus Noth hinaus, um sich ein Krüglein voll Oel aus einem der Schläuche zu zapfen. Als sie aber an den ersten Schlauch kam, und aufdrehen wollte, war kein ordentlicher Krahnen daran, sondern nur eine aufwärts stehende Röhre. Sie ergriff diese, um zu versuchen, wie man daran zapfen könne. Da fühlte sie an der Hand, wie die Luft durch die Röhre aus- und einzog, und zugleich fragte eine Stimme in dem Schlauche: „Ist's jetzt Zeit?"

Morgiana erschrak; denn sie dachte gleich, daß dem Hause durch Räuber Gefahr drohte. Sie faßte sich aber gleich wieder, und antwortete: „Noch nicht! Nur Ruhe! Bald!" Sie ging nun an den zweiten Schlauch, und als sie die Röhre berührte, fragte auch hier eine Stimme: „Ist es jetzt Zeit?" Sie ant-

wortete wieder, wie bei dem ersten: „Noch nicht! Nur Ruhe! „Bald!“ und ging an den dritten und vierten, und so fort bis an den acht und dreißigsten. Und bei allen hörte sie dieselbe Frage, und bei allen gab sie dieselbe Antwort. An dem acht und dreißigsten Schlauche fand sie einen ordentlichen Krahnen zum Zapfen; sie drehete, und es floß Oel heraus. Sie zapfte sich ihr Krüglein voll, ging in die Küche, füllte ihre Lampe, und nahm einen Eimer. Diesen füllte sie etliche Mal mit dem Oele aus dem Schlauche, goß es in der Küche in einen großen Kessel, machte Feuer darunter, und ließ es kochend werden.

Hierauf trug sie einen Eimer des kochenden Oeles in den Hof, setzte auf die Röhre des ersten Schlauches einen Trichter, schöpfte eine Bolle voll Oel aus dem Eimer, und goß es hinein. Sie dachte sich, der Räuber habe wohl das andere Ende der Röhre innen im Munde, um dadurch zu athmen. So war es auch, und als er so recht kräftig zog, und statt der kühlen Nachtluft das heiße Oel in seine Lunge sog, erstickte er auf der Stelle. So machte sie es auch mit dem zweiten und dritten Schlauche und so fort. Wenn ihr Eimer aber leer ward, oder das Oel zu erkalten anfing, ging sie immer wieder in die Küche, und holte aus dem brodelnden Kessel neues. Als sie nun aber die sieben und dreißig Räuber in den Schläuchen erstickt hatte, löschte sie sorgfältig Feuer und Licht in ihrer Küche, und stellte sich im Dunkel an eines der Fenster, das gerade in den Hof ging, und wo sie auf den Balkon an des Fremden Schlafgemach und an die Schläuche in dem Hofe sehn, und im Scheine des Vollmondes alles genau unterscheiden konnte.

Sie stand noch nicht lange, da sah sie, wie der Fremde aus seinem Schlafgemache auf den Balkon trat. Er sah sich um, ob er nirgend im Hause mehr Licht gewahrte, und da er alles dunkel sah, warf er ein Steinchen auf den geplatteten Hof in die Nähe seiner Schläuche hinüber. Morgiana hörte es deutlich fallen. Bald darauf warf er noch eines herab, und nach diesem wieder eines. Nun wartete er horchend eine kurze Zeit, dann warf er noch einmal drei Steinchen nach einander herunter. Darauf stand er eine Weile horchend und erwartend auf dem Balkon.

Da sich aber gar nichts in den Schläuchen rühren wollte, ward er unruhig und verließ den Balkon. Morgiana hörte ihn bald die Treppe herunter kommen, und sah ihn in den Hof treten. Er ging zu seinen Schläuchen, schüttelte den einen um den andern, klopfte an diesem und jenem, und rief stille, aber mit Heftigkeit: „Wacht auf! wacht auf, ihr Schläfer!“ Die Schläfer schliefen aber den ewigen Schlaf, und wollten nicht aufwachen. Er legte sein Ohr an die Röhre eines Schlauches, und wollte hören, ob der Räuber drinnen noch athme. Aber er hörte keinen Athemzug. Ein warmer Dunst ging ihm aber an

das Ohr. Er roch an die Röhre, und der erstickende Oeldampf drang ihm entgegen. Da merkte er wohl, auf welche Art seine treuen Kameraden um ihr Leben gekommen waren.

Morgiana sah, wie er die geballte Faust erst an seine Stirne schlug, und hörte, wie er manchen Fluch in den Bart murmelte. Endlich erhob er drohend die Hand gegen das Haus, und sie hörte ihn laut die Worte sagen: „Geduld, meine guten Kame„raden! euer Hauptmann lebt noch, und der wird euern Tod „an den Bewohnern dieses Hauses dereinst gewiß noch blutig „rächen."

Er versuchte hierauf das Hofthor zu öffnen, das auf die Straße führte. Da es aber mit zwei guten Schlössern verwahrt war, wandte er sich gegen den Garten, und stieg über die Staketen hinein. Morgiana schlich schnell in den Hof, und guckte ihm durch die Staketen nach. Da sah sie, wie er auf einen Baum kletterte, von diesem sich auf die hinterste Gartenmauer schwang, und von dort in die andere Gasse hinuntersprang. — Er entfloh sogleich aus der Stadt.

Ali Baba war am andern Morgen früh in's Bad gegangen, und als er zurückkam, wunderte er sich, daß er im Saale das Frühstück nur für sich allein bereitet fand. „Ei! Morgiana!" sprach er gutmüthig scheltend, „du bist sonst so pünktlich in al„len Geschäften, und denkst selbst immer zu rechter Zeit an alles, „was nöthig ist — warum hast du mir denn heute unsern guten „Gastfreund vergessen? Soll der wackere Oelhändler denn ohne „Frühstück mein Haus verlassen?"

Morgiana lachte bei diesen Worten in ihrem Herzen, und sprach mit listigem Blicke: „Ach, der gute, wackre Herr ist schon „so früh wieder fortgereiset, und hat sich nur so kurze Ruhe ge„gönnt auf seine weite Reise. Er hat Euch so früh nicht bemü„hen wollen, und hat sich ganz still und ohne Abschied fortge„schlichen."

„Aber wie kommst du mir vor, Morgiana?" fragte Ali Baba. „Was soll denn dein verschmitztes Lächeln? hab' ich „nicht eben beim Hereingehn im Hofe noch seine Schläuche „stehn sehn?"

„Das Oel ist ihm diese Nacht über verdorben," antwortete Morgiana, „und die leeren Schläuche mochte er auch nicht mehr „mitnehmen." „In dieser einen Nacht soll ihm das Oel all ver„dorben seyn?" fragte Ali Baba. „Das ist nicht möglich! „dann war es schon verdorben, als er es brachte. Wenn du sag„test, es sey ausgelaufen, das ließe sich noch eher begreifen." —

„Es ist ein Glück für uns alle," sagte Morgiana, „daß die„ses Oel nicht herauslief. Glaubt Ihr aber nicht, daß es ganz „verdorben ist, so kommt mit, und überzeugt Euch selbst."

Ali Baba wußte nicht, was die scherzhafte Sklavin wollte, und folgte ihr endlich unter mancherlei Fragen in den Hof. Sie

antwortete aber nur mit zweideutigen Scherzreden. Als sie im Hofe waren, rief sie einen Sklaven herbei, und hieß ihn mit einem scharfen Messer den obern Theil eines Schlauches abschneiden. „Wozu das?“ rief Ali Baba. „Zapfet nur ein wenig heraus.“

„Das geht nicht an,“ versetzte Morgiana lachend, „denn das Oel ist zu dicken Klumpen geronnen, und geht gar nicht auf eine andere Art heraus. Wir müssen alle Schläuche so aufschneiden.“

Während dieser Reden hatte Abdalla, der Sklave, den Deckel von dem Schlauche aufgehoben, und Ali Baba sah mit großem Schrecken den todten Räuber mit seinen Waffen darin sitzen. Morgiana sprach aber lachend: „Ihr braucht Euch nicht mehr vor ihm zu entsetzen. Er thut Euch nichts mehr. Seht, mit solchem Oele sind alle diese Schläuche gefüllt. Ist es nicht gut, daß es diese Nacht nicht herauslief? Und ist es nicht auch ganz verdorben? Ehe es aber ganz und gar ranzig wird und Euch die Luft verpestet, laßt es ja tief genug unter die Erde begraben.“

Ali Baba konnte sich von seinem Staunen kaum erholen, als ihm Morgiana erzählte, durch welchen Zufall sie in der Nacht die Räuber entdeckt, und auf welche Art sie dieselben getödtet hatte.

Da rief er alle Leute in seinem Hause zusammen, und erzählte ihnen, wie Morgiana ihr Leben gerettet hätte. „Aber,“ fuhr er zu ihr gewendet fort, „diese heldenmüthige Treue, die du mir und meinem Hause erwiesen, soll nicht unbelohnt bleiben. Von heute an bist du nicht mehr Sklavin, sondern ich schenke dir hiermit deine Freiheit. So lange es dir in meinem Hause gefällt, magst du bei mir bleiben, und dich freiwillig des Haushalts annehmen. Ich will auch darauf bedacht seyn, dich anständig zu verheirathen, und dir eine reiche Aussteuer geben.“

Morgiana nahm sein Geschenk mit dankbarem Herzen an, und versicherte ihn, sie würde sich die Sorge für die Küche und das Hauswesen nicht nehmen lassen, so lange sie bei ihm im Hause wohne; übrigens würde sie auch sein Haus nicht ohne seinen Willen verlassen.

Nun ließ er die Leichname der sieben und dreißig Räuber aus den Schläuchen ziehen, und in dem abgelegensten Winkel seines Gartens tief, tief vergraben. Den Grabhügel bepflanzte er mit dichtem Gebüsche, und legte eine dichte Allee von schnell emporwachsenden Bäumen vor demselben an, damit dieser Winkel des Gartens ganz versteckt wurde. Die Waffen verbarg er in seinem Hause, und die Maulthiere ließ er durch seinen Sklaven nach und nach auf dem Markte verkaufen.

Siebentes Kapitel.

Während Ali Baba das Begräbniß der Räuber besorgte, saß ihr Hauptmann draußen an seiner Höhle, und sann auf Rache. Das sah er wohl ein, daß er jetzt als einzelner Mann mit Gewalt nichts ausrichten konnte. Er beschloß daher, auf einige Zeit die Gegend ganz zu verlassen, und weite Reisen zu machen. Dann wollte er in die Stadt zurückkehren, und sich wieder durch List unerkannt in Ali Baba's Haus einschleichen und ihn ermorden. Er nahm darum aus seiner Höhle die kostbarsten Edelsteine, Perlen und einen großen Reichthum in Gold zu sich, setzte sich auf sein Pferd, und ritt in die weite Welt.

Nachdem er so zwei Jahre sich in fernen Gegenden des persischen Reiches herumgetrieben hatte, kam er endlich wieder, als ein fremder Kaufmann gekleidet, mit einigen Kameelen zurück, die mit vielen seltenen Waaren beladen waren. Er nannte sich den Kaufmann oder Kogia Hussaim, kaufte sich auf dem Markte eine Bude, ordnete seine Waaren daselbst, und fing einen Handel an. Wie es die Höflichkeit erforderte, besuchte er nach den ersten Tagen seine Nachbarn, die um ihn her ihre Buden hatten und ihr Gewerbe trieben. Unter diesen war auch Ali Baba's Sohn, der sich durch seinen Fleiß und die Unterstützung seines Vaters nach und nach ein ansehnliches Vermögen erworben hatte. Seine Bude war der Bude des Kogia Hussaim gerade gegenüber.

Ali Baba besuchte zuweilen seinen Sohn, und als Kogia Hussaim dies merkte und erfuhr, daß Ali Baba sein Vater sey, stellte er sich von Tag zu Tage freundschaftlicher gegen seinen Nachbar, war ihm in allen Stücken gefällig und zuvorkommend, und schloß manchen Handel mit ihm, der für Ali Baba's Sohn immer sehr vortheilhaft ausfiel.

Wenn nun der Sohn des Abends seine Geschäfte geendigt und seine Bude geschlossen hatte, besuchte er oft seinen Vater, und erzählte ihm von seinen Geschäften, von den Ereignissen des Tages und andern Dingen, und immer brachte er dabei irgend etwas vor, was zum Lobe des fremden Kaufmanns gereichte.

Da sprach Ali Baba eines Tages: „Das muß ein ganz vor„trefflicher Mann seyn, von dem du mir so viel Lobenswerthes „erzählst. Ich gestehe, daß ich seine Bekanntschaft zu machen „wünschte. Du solltest ihn einmal nach einem Abendspazier„gange mit hierher führen, daß wir ihm seine Höflichkeiten er„wiedern könnten."

Schon am andern Abende stand er darum mit dem Kogia Hussaim vor seines Vaters Hausthür, und nöthigte ihn freundlich, er möchte doch eintreten. Kogia Hussaim erkannte das Haus sehr wohl. Er stellte sich aber ganz unbekannt, und sprach entschuldigend: „Mein lieber Marktnachbar, warum soll ich mit

„Euch in dieses Haus eingehen, da ich nicht einmal weiß, wer „drinnen wohnt, noch weniger, was ich da thun soll?“ Als er erfuhr, daß Ali Baba, seines Nachbars Vater, da wohne, sprach er: „Ja, wenn das ist, dann ist es allerdings meine „Schuldigkeit, ihm meine Ehrerbietung zu bezeigen!“ und folgte ihm ungesäumt in den Saal.

Ali Baba erkannte seinen Feind nicht unter dieser Verkleidung. Auch war der Räuberhauptmann durch einen veränderten Schnitt seiner Barthaare sehr entstellt, und aus Verdruß und Kummer über den Verlust seiner Raubgenossen in den zwei Jahren so sehr gealtert, daß man ihn so leicht nicht wieder erkennen konnte. Er wurde mit herzlicher Freude von Ali Baba aufgenommen, und mit ausgezeichneter Hochachtung behandelt. Nachdem er aber eine kurze Zeit da geblieben war, wollte er sich entfernen.

„Nein,“ sprach Ali Baba, „Ihr dürft nicht aus meinem „Hause gehen, lieber Kogia Hussaim, ohne an unserm einfachen „Abendessen Theil genommen zu haben.“ Kogia Hussaim stellte sich sehr verlegen über diesen Antrag, und wollte sich durchaus nicht überreden lassen. „So gebt mir doch nur einen vernünftigen Grund an,“ rief endlich Ali Baba, „warum Ihr Euch „durchaus nicht entschließen könnt, bei uns zu bleiben.“

„Da Ihr so sehr in mich dringt,“ antwortete Hussaim, „so „muß ich's Euch nur gestehen. Ihr dürft mir's aber ja nicht „übel deuten. Ich habe von Natur die üble Eigenheit an mir, „daß ich durchaus keine Speise essen kann, an der auch nur ein „Körnchen Salz ist. Ich habe um dieser Sonderbarkeit willen „auf meinen Reisen manchen Tag meinen Hunger bloß mit „Früchten und rohen Speisen sättigen müssen, auch schon oft„mals mit ehrenwerthen Leuten Verdruß gehabt, weil sie glaub„ten, es geschehe aus einer Laune, oder gar aus einer schlim„mern Ursache. Seht, darum wollte ich Euch nicht in Verle„genheit setzen, und den Leuten in Eurer Küche keine Mühe „verursachen.“

„Ei, wenn Ihr sonst keine Ursache habt,“ rief Ali Baba vergnügt, „dann dürft Ihr mir auf keinen Fall fort. Unser „Brod ist ohnehin nie gesalzen, und wie schnell hat meine ge„schickte Morgiana ein Paar andere Gerüchte zubereitet! Außer„dem haben wir ein Paar Schüsseln mit Früchten zum Nach„tische, und da denke ich, sollt Ihr schon zur Noth satt werden.“

Achtes Kapitel.

Morgiana war eben in der Küche beschäftigt, die Speisen für den Tisch zurecht zu stellen, damit sie der Sklave Abdalla in gehöriger Ordnung aufstellen lernte; da kam der Sohn Ali Baba's herab, und sprach zu ihr ganz freundlich: „Du gute

„Morgiana, nun hast du dir so viele Mühe gegeben, meinen „Freund Hussaim recht stattlich zu bewirthen, und doch muß ich „dir noch eine neue Mühe machen. Der Mann hat die sonder„bare Untugend an sich, daß er in keiner Speise Salz essen „kann; darum bitte ich dich, bereite noch schnell eine und die „andere Speise, ohne Salz daran zu thun.“

„Wie?“ fragte Morgiana verwundert, „der will kein Salz „mit Euch essen? Mit seinen Feinden ißt man gewöhnlich kein „Salz, — und ich habe doch geglaubt, er sey Euer Freund.“ „Ach, du mußt das nicht so nehmen,“ antwortete er, „das ist „so eine Eigenheit von ihm. Es ist freilich sonderbar, indessen „hat ja ein jeder Mensch seine Eigenheiten.“ So suchte er sich und ihr diese verdächtige Sonderbarkeit zu entschuldigen, und ging wieder in den Saal.

Nachdem Morgiana die bestellten Speisen bereitet hatte, ging sie selbst hinauf, um den Tisch zu bestellen. Eigentlich war es ihr aber nur darum zu thun, den sonderbaren Menschen zu sehn, der kein Salz essen konnte. Sie faßte ihn während ihres Geschäftes recht scharf in's Auge, und erkannte sogleich den Oelhändler in ihm. Auch sah sie, daß er einen Dolch unter seinem Kleide trug. Sie ließ sich aber nichts merken, und ging hinab, und bedachte sich, wie sie die Gefahr von ihrem Herrn abwenden könnte. Bald hatte sie ihren Entschluß gefaßt, und machte ihre Anstalten.

Kogia Hussaim wartete während der Mahlzeit auf eine Gelegenheit, seinen verhaßten Feind Ali Baba zu ermorden. Als nun der Nachtisch mit Früchten aufgesetzt ward, und ein Schenktisch mit Weinflaschen und drei Trinkschalen herbeigebracht wurde, entfernte sich Abdalla, der sie bisher bei Tische bedient hatte, und nun hoffte Hussaim, es werde sich eine Gelegenheit zur Ausführung seines Vorsatzes geben. Er nahm sich vor, Ali Baba und seinem Sohne so zuzutrinken, bis der Sohn wenigstens berauscht wäre, und ihn nicht mehr hindern könnte, Ali Baba den Dolch in die Brust zu stoßen. Dann wollte er schnell durch den Garten entspringen, wie er schon einmal als Oelhändler gethan hatte.

Da öffnete sich aber die Thür des Saales, und der Sklave Abdalla kam herein, und trommelte auf einer Bi-kayschen Trommel, und ihm folgte die schöne Morgiana, in einem leichten, aber geschmackvollen Gewande, Blumen und schimmernde Steine in die dunkeln Haare geflochten, die Arme umfangen mit goldenen Spangen, um den Leib einen goldenen Gürtel, und an demselben hing ein Dolch mit silbernem Griff in einer silbernen Scheide. Sie neigte sich, wie die Tänzerinnen zu thun pflegen, die ihre Kunst gerne sehn lassen möchten.

Morgiana hatte früher, als sie noch Sklavin war, Ali Baba und seine Gäste oft durch ihre kunstreichen Tänze ergötzt; darum

war Ali Baba sehr erfreut, als sie in den Saal trat: „Das ist „ein guter Einfall von dir, mein gutes Mädchen," rief er, „daß „du das Deinige beiträgst, unsern lieben Gast zu ehren." Morgiana neigte sich, und antwortete mit verschmitztem Lächeln: „Daß es ihm eine Ehre ist, zweifle ich; doch hoffe ich ihn am „Ende durch einen pantomimischen Tanz zu überraschen, wie „er in seinem Leben noch keinen sah, oder wieder sehn wird. „Ja, ich hoffe ihn so dadurch zu bezaubern, daß er diesen Saal „gar nicht mehr verlassen wird."

„Ei, ei!" versetzte Ali Baba, „das bin ich ja gar nicht an „dir gewohnt, Morgiana, daß du dich selbst so sehr erhebst. „Nun, nun, fang' indessen deine Tänze nur an, ich hoffe, un„ser Gast wird wenigstens keine Langeweile dabei haben."

Kogia Hussaim stellte sich, als wäre er sehr erfreut über diese Unterhaltung, und neigte sich sehr verbindlich. In seinem Herzen aber verwünschte er die Tänzerin, weil sie ihn an der Ausführung seines Vorsatzes hinderte. Er tröstete sich aber darüber, indem er dachte, er wolle bald wieder einmal kommen, und dann einen schicklichen Augenblick benutzen.

Indessen trommelte Abdalla sehr fertig auf dem Tamburin, und schüttelte es, daß die Glöckchen daran erklangen, und Morgiana tanzte mit einer Leichtigkeit und einem Anstande, der dem Gaste und seinen Wirthen Bewunderung abgewann. Nachdem sie so mehrere Volkstänze getanzt hatte, fing sie einen pantomimischen Tanz an, und stellte durch anmuthige und geschickte Bewegungen ihres Leibes, durch die Haltung ihrer Arme, und durch ihre Mienen und Gebärden eine ganze Handlung vor. Es schien, als wäre sie in einer unbekannten Gegend verirrt, von einem Tiger verfolgt, und suche sich durch allerlei Wendungen und Sprünge vor ihm zu retten. Endlich schien es, als wäre sie von dem Thiere an eine Felswand gedrängt, wo sie nicht weiter könnte, und als erwarte sie mit jedem Augenblick den Sprung desselben, mit welchem er sie erhaschen würde. Da sah man plötzlich in ihrer Miene, wie die Verzweiflung ihr Muth zur Gegenwehr gab. Sie zog den Dolch, und stürzte ihrem Feinde entgegen. Sie schien lange zu kämpfen, bald dem Angriffe des Tigers entfliehend, bald wieder mit dem Dolche nach ihm zuckend. Endlich sah man, wie sie ihn erlegte. Ihre Freude darüber war anfänglich still, sie schien noch von der Anstrengung des Kampfes ermattet. Bald aber schien sie die Freude über ihren Sieg mit Lebhaftigkeit zu ergreifen; sie nahm dem Sklaven Abdalla das Tamburin ab, stimmte eine Siegesweise an, und hielt einen Siegestanz, gleichsam um den gefallenen Feind.

Jetzt war der Tanz geendigt. Selbst Kogia Hussaim war ganz bezaubert von der Geschicklichkeit dieser Tänzerin, und stimmte laut in den Beifall Ali Baba's und seines Sohnes ein. Da neigte sich Morgiana ganz beschämt, und dankte, wie ge-

wöhnlich die Tänzerinnen jenes Landes thun, für den geschenkten Beifall. Hierauf trat sie auch gegen die Zuschauer hervor, und hielt so auch das Tamburin hin, als wenn sie eine Belohnung für ihre Kunst fordere.

Ali Baba warf ihr ein Goldstück auf das Tamburin, und so auch sein Sohn. Als sie nun zu Kogia Hussaim kam, nahm dieser erst seinen Beutel hervor und öffnete ihn. Indem er aber hineingriff, schwang Morgiana ihren Dolch, und stieß ihm denselben in's Herz. Sie traf ihn so gut, daß er auf der Stelle todt niedersank, ohne einen Laut mehr von sich geben zu können.

„Um des Himmels willen, was machst du, Morgiana?" schrie Ali Baba. „Bist du rasend?" fragte sein Sohn. „Einen „guten, ehrlichen Mann hast du ohne Ursache gemordet, der „meinen Sohn mit Freundschaft und Gefälligkeiten überhäufte!" fuhr Ali Baba fort. „Den Gastfreund hast du gemordet!" sagte der Sohn. Morgiana lächelte aber, und sprach mit spottendem Tone: „Es ist Schade um den guten, ehrlichen Mann, um „den redlichen Gastfreund! Wir wollen aber doch sehen, ob er „nicht noch ein Geschenk für Euch bei sich trägt." Indem sie das sprach, öffnete sie ihm das Kleid.

„Ich kenne dich gar nicht mehr, Morgiana!" rief Ali Baba. „Willst du ihn denn auch noch berauben?" Morgiana ließ sich aber nicht abhalten, und bald brachte sie aus Kogia Hussaims Gewanden einen Dolch hervor. Als sie ihn aus der Scheide zog, hielt sie ihn Ali Baba hin, und sprach: „Leset doch ein„mal, was hier eingegraben steht." Ali Baba nahm den Dolch und las die Worte: „Für Ali Baba."

„Was ist das?" rief er mit staunendem Schrecken aus. Aber Morgiana fragte: „Kennt Ihr denn den Oelhändler nicht mehr? „Kennt Ihr den Hauptmann der vierzig Räuber denn auch nicht „mehr?" „Bei Gott, er ist's!" rief Ali Baba, indem er den Blick auf Kogia Hussaim richtete. „Darum hat er auch kein „Salz mit Euch essen wollen!" sagte Morgiana. Und nun erklärte sich's auch, warum er sich mit solcher übertriebenen Freundlichkeit und Gefälligkeit an Ali Baba's Sohn gedrängt hatte.

Ali Baba war sehr gerührt über die Treue und Entschlossenheit Morgiana's, womit sie nun zum zweiten Male schon durch eine heldenmüthige That sein Leben gerettet hatte. Er dankte ihr mit Thränen in den Augen, und wandte sich darauf zu seinem Sohne, also sprechend: „Wir können Morgiana's Treue „nie genug belohnen. Ich habe ihr eine anständige Versorgung „versprochen, und wenn du mit mir einstimmst, so will ich mein „Wort jetzt halten. Sieh', mein Sohn, eine treuere Seele und „eine thätigere Lebensgefährtin findest du im ganzen persischen „Reiche nicht. Kannst du dich entschließen, so nimm sie zu dei„ner Frau." Der Sohn war damit sehr zufrieden, er sank in seines Vaters Arme, und dankte ihm für seine Liebe.

Vor Allem sorgten sie hierauf, daß der Leichnam des Räuberhauptmanns in aller Stille zu den übrigen Räubern im Garten begraben wurde.

Nach wenigen Tagen zeigte Ali Baba seinen Verwandten, Nachbarn und Bekannten an, daß Morgiana nächstens seines Sohnes Frau werden sollte, und lud sie alle zum Hochzeitfeste ein. Sie waren über diese Nachricht sehr erfreut, denn sie hatten alle schon Gelegenheit gehabt, die schöne Morgiana auch als ein kluges und tugendhaftes Mädchen kennen zu lernen, und gönnten ihr dies Glück von Herzen. Das Fest wurde bald darauf mit großer Pracht gefeiert. Ali Baba gab ein sehr großes Gastmahl, es erschienen Tänzerinnen und Sängerinnen, welche die Freude des Festes vermehrten, und es fehlte überhaupt an nichts, was die Freude der Gäste erhöhen konnte.

Ali Baba hatte sich wohl gehütet, etwas von den Räubern und ihrer Höhle zu verrathen, und seine Leute hatten eben so wenig mit irgend einem Menschen von der Geschichte gesprochen. Auch war er sehr lange nicht mehr in der Höhle gewesen, weil er sich bisher immer noch vor der Rache des Hauptmanns gefürchtet hatte. Da er nun aber wußte, daß ihm dieser nichts mehr schaden konnte, machte er sich nach einiger Zeit einmal wieder auf, und ritt hinaus in den Wald. Er stieg ab, stellte sich an den Fels und rief: „Sesam, thue dich auf!" die Felsenthür öffnete sich, und er sah, daß noch alle Schätze darin verborgen lagen. Nur einige Ballen von den seidenen und golddurchwirkten Stoffen schienen zu fehlen, und das waren gerade die Waaren, die der Räuberhauptmann dem Sohne Ali Baba's oft so billigen Preises überlassen hatte.

Von dieser Zeit an mußte sich der Sesam gar manchmal aufthun. Aber Ali Baba und sein Sohn brachten nach und nach die Schätze in ihre Wohnungen, und gelangten so zu einem unermeßlichen Reichthume. Ihre spätesten Enkel gehörten noch zu den reichsten Leuten in ganz Persien, und genoßen die Achtung ihrer Mitbürger.

Erst nach mehreren hundert Jahren hat man von einem derselben erfahren, wie sie zu diesen großen Reichthümern gekommen sind.

III.

Geschichte von dem Fischer und dem Genius.

1. Die Befreiung des Genius und sein Dank.

Es war einmal ein Fischer, der war schon alt und so arm, daß er seine Frau und seine drei Kinder kaum mit dem Noth-

dürftigsten versorgen konnte. Er war zwar fleißig in seinem Geschäfte, und ging alle Morgen sehr früh auf den Fischfang aus; allein er hatte sich's zum Gesetze gemacht und einen Eidschwur abgelegt, daß er sein Netz des Tages nur viermal auswerfen wollte.

Eines Morgens stand er vor Tage im Mondscheine schon an dem Ufer des Meeres, und hatte sein Netz ausgeworfen. Als er es aber herausziehen wollte, war es sehr schwer. „Aha," dachte er, „diesmal ist der erste Zug gleich reich genug ausgefal„len! das müssen ein Paar gewaltig große Fische seyn. Da läßt „sich Ehre mit einlegen bei den Kunden." Er überlegte schon, wem er die besten Fische seines reichen Fanges bringen wollte, und zog mit aller Kraft, und brachte das Netz endlich an's Ufer. Aber wie sehr hatte er sich in seiner Hoffnung getäuscht! Nicht ein einziges Fischlein war in dem Netze, wohl aber ein ganzes Gerippe von einem Esel; und dieses hatte ihm sogar noch sein Netz an vielen Stellen beschädigt und zerrissen. Sehr ärgerlich warf er das Gerippe hin, und besserte sein Netz wieder aus.

Als er es zum zweiten Male ausgeworfen hatte, und wieder herausziehen wollte, war es noch schwerer. „Nun!" dachte er bei sich, „wenn nur das lauter Fische sind, so soll mich dieser Zug schon für den ersten entschädigen." Er zog und zog, und siehe! als er sein Netz mit vieler Mühe an's Land brachte, hatte er wieder keine Fische, sondern einen alten Korb gefangen, der mit Schlamm und Kies gefüllt war. Da traten ihm Thränen in die Augen, und er rief: „O du falsches Glück! warum zür„nest du heute auf mich, und täuschest mich immer mit eitler „Hoffnung? Soll ich mein Weib und meine Kinder denn Hun„gers sterben sehn? Ich habe ja kein anderes Mittel, mich zu „ernähren, als dieses Netz."

Er warf den Korb ganz unwillig auf die Seite, reinigte sein Netz von dem Unrathe, und warf es, nachdem er es im Meere ausgewaschen hatte, zum dritten Male aus. Als er es wieder herauszog, war es wieder nicht mit Fischen gefüllt, sondern mit Muscheln, Sand und Steinen.

Da war seine Verzweiflung sehr groß. Er weinte, stampfte mit den Füßen, lief wie unsinnig herum, und schrie: „Ich un„glückseliger Mensch! was fang' ich nur an? Ich habe ja kei„nen Bissen Brod zu Hause! meine Kinder werden vor Hunger „sterben, und ich werde sie nicht erretten können!" So klagte er lange. Indessen brach der Tag an, und seine Verzweiflung lös'te sich nach und nach in stillen Schmerz auf. Da fiel ihm ein, daß nun die Stunde sey, in der jeder fromme Muselmann sein Morgengebet verrichtete. Er sprach darum auch sein Gebet, und als er es verrichtet hatte, fügte er noch diese Worte hinzu: „Herr, du weißt, in welcher Noth ich bin; du weißt, daß ich „mein Netz täglich nur viermal auswerfen darf. Nun habe ich

„aber nur noch einen Zug übrig. O, mache mir diesmal das „Meer günstig, und errette mich und die Meinigen vom Hun„gertode!"

Er warf hierauf sein Netz zum vierten Male aus. Mit klopfendem Herzen zog er endlich daran. Es war noch schwerer als vorher. Bald hoffte er einen guten Zug zu thun, bald fürchtete er, wieder Steine und Unrath herauszuziehen. Mit vieler Mühe brachte er es endlich heraus an das Ufer. Auch diesmal war kein Fisch in dem Netze, aber ein großes Gefäß von Kupfer, sehr stark gearbeitet, und mit einem Bleisiegel geschlossen.

„Nun," sagte er sich tröstend, „ein guter Zug Fische wäre „mir freilich lieber gewesen. Indessen ist's doch besser, als ein „Korb voll Schlamm. Ich bring' es dem Kupferschmied, und „der bezahlt mir doch gewiß so viel dafür, daß ich auf ein Paar „Tage Brod in's Haus schaffen kann. Vielleicht ist aber auch „etwas sehr Kostbares drinnen. Das Ding ist sehr schwer gewe„sen; es kann nicht ganz hohl seyn. Und um nichts und wieder „nichts ist es auch nicht so gut verschlossen. Man kann es nir„gend öffnen, als da oben an dem Bleisiegel, das die ganze „Oeffnung bedeckt."

Er schüttelte an dem Gefäße, er stieß es um, allein er hörte nicht, daß etwas darin polterte oder klingelte. „Es ist wahr„scheinlich alles da drinnen fest gepackt, daß es sich nicht bewe„gen kann," sprach er für sich. „Laß einmal sehen." Er zog sein Messer hervor, und brach das große Bleisiegel weg, und guckte neugierig in das Gefäß hinein. Er sah aber nichts. Es war ganz dunkel in demselben. Er stürzte es um, allein es fiel nichts heraus. —

Da stellte er es vor sich hin, und betrachtete es genau, indem er hin und her sann, warum das Gefäß wohl so sorgfältig verwahrt gewesen seyn mochte. Auf einmal stieg aber ein sehr dicker Rauch aus der Oeffnung desselben hervor, und verbreitete sich sogleich weit umher. Er trat ein Paar Schritte zurück; der Rauch stieg aber höher und immer höher, bis an die Wolken, und verbreitete sich weiter und weiter, daß er wie ein starker Nebel über der Gegend lag.

Endlich hörte das Gefäß auf zu rauchen, und nun zog sich der Nebel vor seinen Augen auch wieder näher zusammen. Die Nebelwolke ward immer kleiner und dichter und undurchsichtiger, und nach und nach gestaltete sie sich in eine wunderliche Figur, bis zuletzt eine riesig große Menschengestalt in einem grauen Mantel, mit grauem Haupte und langem Barte vor dem Fischer stand. Er verzerrte sein Gesicht, und rief mit furchtbar hohler Stimme: „Salomo! Salomo, großer Prophet Gottes! Gnade! „Gnade! Ich will ja deinen Befehlen gehorchen!"

Dem Fischer ward aber nicht bange bei dem Anblicke der wunderbaren Gestalt, noch bei den Worten, die sie ausrief. Denn

er war ein einfacher guter Mann, und hatte ein reines Gewissen. Er sah wohl, daß das kein Mensch war, sondern, daß es ein mächtiger Genius seyn müßte, und redete ihn ganz unverzagt an: „Ei, ei, stolzer Geist! Salomo, der große Prophet „Gottes, ist ja schon über achthundert Jahre todt. Was ruft „Ihr diesen an? Erzählt mir Eure Geschichte."

Da warf der Genius aber einen finstern Blick auf den Fischer, und rief mit gebieterischem Tone: „Du Wurm! rede bescheide„ner mit mir. Wie kannst du Staub es wagen, mich einen „stolzen Geist zu nennen?" Er machte bei diesen Worten ein Gesicht, das bei aller Furchtbarkeit dem Fischer lächerlich vorkam. „Ei, nun," antwortete er, „wenn Ihr kein stolzer Geist „seyn wollt, so will ich Euch Nachteule des Schicksals nennen. „Denn ein alter Kautz seyd Ihr doch gewiß, und das Schick„sal — —" Er wollte noch weiter reden, aber der Genius rief mit donnernder Stimme: „Schweig'! oder rede bescheidener, „ehe ich dich umbringe!"

„Oho!" rief der Fischer, „Ihr werdet mich doch nicht um's „Leben bringen wollen? Habt Ihr denn schon vergessen, wer „Euch aus dem engen Behälter da befreit hat? Oder war's „Euch vielleicht gar behaglich, so zusammengekauert da drinnen „zu stecken?"

„Nein!" brummte der Genius, „ich hab's nicht vergessen; „aber du bist doch des Todes. Ich kann dir nur eine einzige „Gnade erweisen, und diese besteht darin, daß ich dich wählen „lasse, welche Todesart du erleiden willst; aber tödten muß ich „dich."

„Nun, nun," antwortete der Fischer, „besinnt Euch erst „noch ein wenig. Ist das denn Eure Art so, daß Ihr Gutes „mit Bösem belohnt? dann seyd Ihr freilich in der Kupferbüchse „gar wohl aufgehoben gewesen."

„Ich muß dich tödten!" antwortete der Genius. „Damit „du aber siehst, daß ich nicht anders kann, so höre mich an. — „Du weißt doch, daß einst König Salomo, der Sohn Davids, „auf der Erde herrschte. Den hatte Gott zu seinem Propheten „erwählt, und von allen Geistern verlangt, daß sie sich ihm „unterwerfen sollten. Alle andern Genien der Erde thaten nach „dem Willen Gottes, und erkannten Salomo für seinen Pro„pheten, und gehorchten ihm. Nur ich und Sakor, ein an„derer Genius, wollten uns nicht unterwerfen. Da sandte Sa„lomo Assaph, den Obersten seiner Diener, aus, und gab ihm „Vollmacht, mich gefangen zu nehmen. Assaph führte mich „vor den Thron Salomo's, und dieser verlangte, ich sollte ihn „erkennen für den Propheten des Herrn, und ihm dienen. Da „ich mich aber standhaft weigerte, sperrte er mich in dieses Ge„fäß, und drückte auf den bleiernen Deckel sein Siegel. Dieses „Siegel durfte ich aber nicht beschädigen; denn der Name Got-

„tes steht darauf eingegraben. Er übergab dann das Gefäß „einem Genius, der ihm gehorchte, und ließ mich von diesem „ins Meer werfen.“

„Im ersten Jahrhunderte meiner Gefangenschaft schwur ich, „meinen Befreier mit unendlichem Reichthume zu belohnen. Es „verging aber ein Jahr um das andere, und Niemand befreite „mich. Und hundert Jahre vergingen, und ich war noch in „meinem Gefängnisse. Im zweiten Jahrhunderte meiner Ge„fangenschaft gelobte ich, meinem Befreier alle verborgenen „Schätze der Erde zu verschaffen. Es verging wieder ein Jahr „um das andere, und die hundert Jahre waren vorüber, und „Salomo's Siegel verschloß immer noch mein Gefängniß. Im „dritten Jahrhunderte versprach ich endlich, meinen Befreier zu „einem mächtigen Könige auf Erden zu machen, sein Schutz„geist zu werden, und ihm überdies noch täglich drei Wünsche „zu erfüllen. Aber auch das dritte Jahrhundert entschwand, „wie die ersten, und ich war noch immer gefangen. Da gerieth „ich endlich in Wuth, und als das vierte Jahrhundert begann, „that ich einen Schwur und sprach: nun, wenn Wohlthaten „nicht im Stande sind, mir einen Befreier zu erkaufen, so soll „der auch des Todes seyn, der mein Gefängniß öffnet; und ich „will keine Gnade an ihm üben, als höchstens die, daß ich ihn „selbst wählen lasse, auf welche Art er sterben will! Seitdem „liege ich schon mehrere Jahrhunderte, und habe ganz die Rech„nung der Jahre vergessen. Aber meinen Schwur habe ich noch „nicht geändert oder zurückgenommen. Darum wähle dir schnell, „welche Todesart du erleiden willst.“

Bei diesen Worten verließ aber den Fischer doch sein kecker Muth, und mit großer Betrübniß rief er aus: „O, ich unglück„licher Mann! Warum muß ich denn gerade heute hierher „kommen? warum denn gerade hier mein Netz auswerfen, und „nicht ein Paar Schritte näher hier oder dort?“

„Fortgemacht!“ rief der Genius. „Was helfen alle diese „Betrachtungen? Wie willst du sterben?“

„Bedenkt doch,“ antwortete der Fischer, „daß jener Schwur „unbedacht und unüberlegt war! Ist es nicht höchst ungerecht, „seinen Wohlthäter mit solcher Grausamkeit zu belohnen? Nehmt „ihn zurück, und handelt großmüthig an mir. Gott wird solche „Barmherzigkeit auch an Euch nicht unvergolten lassen.“

„Nichts!“ rief der Genius, „ich bedenke nichts, und handle „nach meinem Schwure! Wähle dir eine Todesart!“

„In Gottes Namen!“ dachte da der Fischer. „Auf dieser „Welt habe ich ja doch nur Hunger und Kummer auszustehn, „und der Tod befreit mich von allen Lasten!“ und besann sich. Da fielen ihm aber seine Frau und seine drei Kinder ein, und er bedachte, wie diese hülflos und verlassen wären, wenn er nicht mehr für sie sorgte. Deswegen versuchte er es noch einmal, und

bat den Genius um Erbarmen. „Ach,“ seufzte er, „bedenkt „doch, was ich für Euch gethan habe.“

„Eben deswegen!“ brummte der Genius. „Frisch, frisch! „nur nicht so lange gebettelt. Es hilft alles nichts! du mußt „sterben.“

Da besann sich der Fischer in seiner Noth aber schnell auf eine List und sprach: „Weil es denn nicht anders seyn kann, „so ergebe ich mich in mein trauriges Schicksal. Aber ehe ich „mir eine Todesart wähle, beschwöre ich Euch bei dem großen „Propheten Gottes, dem Sohne Davids, bei dem Namen des „Königes Salomo, und bei dem lebendigen Gott, dessen Na„men eingegraben steht auf dem Siegel des Königes Salomo, „daß du mir die Wahrheit sagest auf eine Frage.“

Bei diesen beschwörenden Worten schauderte der Genius in sich selbst zusammen, und sprach dann mit demüthigerm Tone: „Frage nur! frage nur! aber eile, eile!“

Da sprach der Fischer: „Könnt Ihr mich versichern, daß „Ihr wirklich in diesem Gefäße war't?“ — „Ja,“ antwortete der Genius, „ich war drinnen.“ „Wahrhaftig?“ fragte der Fischer. „Da geht ja nicht einmal einer Eurer Füße hinein, „und Ihr wollt behaupten, Ihr habet ganz drinnen gesteckt? „Könnt Ihr's bei dem großen Namen Gottes beschwören?“ „Ich schwöre dir,“ antwortete der Genius, „daß ich ganz, wie „ich hier stehe, in diesem Gefäße war! Glaubst du mir jetzt?“

„Nein!“ rief der Fischer, „nein, ich kann's nicht glauben, „wenn Ihr nicht macht, daß ich's mit meinen Augen sehe, wie „Ihr das macht. Ich bin ja doch wahrlich ein gutes Stück „kleiner, und beim Barte des Propheten, ich getraute mir nicht „da hinein zu kommen.“

„Du sollst es sehen!“ rief der Genius, und ward mit einem Male wieder sehr groß, und größer und immer größer, und löste sich zuletzt wieder in eine große Nebelwolke auf. Hierauf sah der Fischer, wie der Rauch sich nach und nach in langsamem Zuge wieder in das kupferne Gefäß zog, wie er herausgegangen war. Und die Rauchwolke ward immer kleiner, und immer kleiner — und endlich war nichts mehr übrig. Aber in dem Gefäße rief eine Stimme: „Siehst du nun, du Ungläubiger! „Bin ich jetzt nicht ganz in dem engen Behälter?“

„Wahrlich, du bist drinnen!“ rief der Fischer verwundert. „Aber du bleibst auch drinnen!“ fügte er hinzu. Denn mit dem ersten Worte hatte er den bleiernen Deckel mit dem Siegel des Königes Salomo wieder fest darauf gedrückt. „Nun, Herr „Starrkopf, gebe Er nur gute Worte! Aber nein! heraus kommt „Er mir nicht mehr. Ich will Ihn wieder in's Meer werfen, „und eine Säule hier aufrichten, und eine Warnung in den „Stein graben, daß sich jeder Fischer in Zukunft hüten möge, „hier sein Netz auszuwerfen. Dann kann Er immerhin noch

„ein Paar Jahrtausende da drunten in der Tiefe des Meeres „liegen, bis Er das Tageslicht wieder einmal erblickt.“

Vergebens strengte der Genius alle Kraft an, sich aus seinem Gefängnisse zu befreien. Das Siegel des Königes Salomo bannte ihn fest, und er sah bald ein, daß er mit Gewalt nichts auszurichten vermochte. Darum gab er gar gute Worte, und bat den Fischer, er sollte ihn doch wieder herauslassen, es sey bloß sein Scherz gewesen; er wolle ihm gewiß nichts zu Leide thun.

„Nein, nein!“ sagte der Fischer, „es wird nichts gereicht! „du mußt wieder in's Meer zurück, du gewaltiger Herr! da „kannst du liegen bis zum jüngsten Gerichte. Ich mach's nicht „einmal, wie du selbst. Du vergiltst Gutes mit Bösem; ich „will nur Gleiches mit Gleichem vergelten. Nun höre ich auch „nicht auf deine Bitten.“

Der Genius flehte aber in seinem kupfernen Gefäße ganz demüthig um Mitleiden, und bat ihn um seine Freiheit, und versprach ihm, er sollte gewiß mit ihm zufrieden seyn. Aber der Fischer blieb immer bei seinem Ausrufe: „Nein, nein! in's „Meer mit dir! in's Meer!“

„Ach!“ sagte der Genius, „ich wollte dir ein Mittel zeigen, „zu ungeheuerm Reichthume zu gelangen, wenn du mich nur „herauslassen wolltest.“

Das leuchtete dem Fischer endlich ein. „Wie schön wär' es,“ dachte er für sich, „wenn ich so auf einmal zu solchem Reich„thume gelangte, daß ich aller meiner Noth und meiner Nah„rungssorgen enthoben wäre!“ Darauf wandte er sich gegen seinen Gefangenen und sprach: „Ja, das wäre noch ein Wört„chen, das sich hören ließe. Aber wer darf auf dein Versprechen „trauen? Schwöre mir bei dem großen Namen Gottes, dies „Versprechen zu erfüllen, und ich öffne dir dann sogleich das „Siegel.“

Da sprach der Genius: „Ich schwöre dir bei dem großen „Namen des lebendigen Gottes, dir ein Mittel zu zeigen, durch „welches du leicht zu großen Reichthümern gelangen kannst.“

Nun nahm der Fischer alsbald den Deckel mit dem Siegel Salomo's weg, und kaum war das Gefäß offen, so stieg auch wieder der Rauch aus demselben in die Höhe, und bildete erst eine Nebelwolke, die sich nach und nach wieder in die Gestalt des riesengroßen Genius zusammenzog. Sobald er aber da stand, gab er dem Gefäße einen Tritt mit dem Fuße, daß es in's Meer fuhr. Der Fischer erschrak sehr, und fürchtete, er würde nicht Wort halten, und ihn nun dennoch um's Leben bringen. Darum flehte er ihn inständig um Gnade an.

„Nein, Fischer,“ sprach der Genius lächelnd, „sey ohne „Sorgen; ich habe bei einem Namen geschworen, den ich nicht „zur Unwahrheit mißbrauchen darf. Nimm dein Netz, und

„folge mir." Mit diesen Worten ging er weg, und der Fischer folgte ihm mit einigem Vertrauen, aber doch auch nicht ganz ohne Mißtrauen, und trug ihm sein Netz nach. — Sie gingen an der Stadt, wo der Fischer zu Hause war, vorbei, und kamen über einen hohen Berg durch eine große Ebene endlich zu einem Teiche, der von vier Hügeln umschlossen war.

„Hier wirf dein Netz aus!" sprach der Genius. „Hier ziehe „ich's gewiß nicht leer heraus," antwortete der Fischer, „denn „der See wimmelt ja von Fischen. — Aber diese Fische sind ja „alle farbig. Da sind ja weiße, rothe, blaue und gelbe Fische." Der Genius nickte bloß mit dem Kopfe, und antwortete ihm nicht. Er aber warf zugleich sein Netz aus, und als er es herauszog, wunderte er sich, daß er von der großen Menge nur vier gefangen hatte, einen weißen, einen rothen, einen blauen und einen gelben. Indem er sie mit Wohlgefallen betrachtete, sprach er bei sich: „Solche Fische sind selten, die werden gut „bezahlt werden."

„Nimm sie," sprach der Genius, „und bringe sie sogleich „deinem Sultan. Du wirst mehr Geld dafür bekommen, als „du je in deinem ganzen Leben beisammen hattest. Du darfst „auch wieder hierher gehn, um in dem Teiche zu fischen. Aber „hüte dich, daß du ja nie an einem Tage zweimal kommst. „Ich wollte dir's nicht rathen."

Als er diese Worte gesprochen, stampfte er mit dem Fuße auf die Erde. Da entstand ein Getöse, wie ein heftiger naher Donnerschlag; die Erde öffnete einen weiten Spalt, in welchem er verschwand. Hierauf schloß sie sich aber sogleich wieder, und das Gras wuchs wieder darüber her, wie zuvor.

Der Fischer eilte sogleich mit seinem Fange nach der Stadt zurück, und brachte die farbigen Fische seinem Sultan in den Palast. Der Sultan betrachtete sie mit großem Erstaunen und Wohlgefallen. Endlich sprach er: „Diese seltenen Fische müssen „gewiß auch vortrefflich schmecken. Man soll mir sie sogleich „von meiner geschicktesten Köchin bereiten lassen." Der Großwessir mußte sie selbst in die Küche tragen. Der Fischer aber erhielt für jeden der vier Fische hundert neue Goldstücke zur Belohnung. So viel Geld hatte er noch nie beisammen gehabt. Dankbar erinnerte er sich dabei an den Genius, eilte höchst vergnügt damit nach Hause, und wandte sie zum Besten seines Haushaltes an.

2. Die seltsamen Fische aus dem Wundersee.

Die Köchin des Sultans hatte sich von dem Küchenjungen ein Feuer auf dem Heerde anmachen lassen, und stellte eine Pfanne darüber, um die farbigen Fische für den Sultan zu backen. Als sie ihr auf der einen Seite gar zu seyn schienen,

wollte sie dieselben umkehren, um sie auch auf der andern Seite zu backen. Aber kaum hatte sie einen in dem Fette herumgewendet, so that sich die rußige Mauer hinter dem Heerde aus einander, und eine Frau von wunderbarer Schönheit trat hervor. Ihr Gewand war von dem glänzendsten weißen Atlas, und um den Saum waren feine Blumen eingewirkt; ihr schöner Kopf war von dunkeln Locken umwallt, und ihre Haare waren mit Perlenschnüren durchflochten; in den Ohren trug sie reiche Ohrgehänge, und um den Hals etliche Schnüre von den größesten Perlen; ihre schöngerundeten Arme waren von goldenen Armbändern umfangen, in welchen eine Reihe großer Smaragde glänzte; ihre Gestalt war von hohem, königlichem Anstande, und in der Hand trug sie ein Schilfrohr.

Die Köchin ward bei ihrem Anblicke starr vor Erstaunen, und ließ ihre Fischgabel aus der Hand fallen. Aber die königliche Frau trat einen Schritt näher an den Heerd, schlug mit ihrem Schilfrohre in die Pfanne, und fragte dabei mit drohender Stimme: „Fische, Fische, thut ihr eure Schuldigkeit?“ Sie wartete einige Augenblicke, als sollten die Fische antworten. Da diese aber nichts sagten, schlug sie noch einmal mit ihrem Schilfrohre in die Pfanne auf die Fische, und fragte wieder: „Ihr „Fische, thut ihr Eure Pflicht?“

Da richteten zumal die Fische ihre Häupter in der Pfanne in die Höhe und antworteten:

„Wir alle unterlassen's nicht:
„Den Mahomed die weißen ehren;
„Die blauen sich zu Christo kehren;
„Jehova heißt der gelben Gott,
„Gott Abrahams, Herr Zebaoth;
„Die rothen beten noch zum Feuer, —
„Doch keiner ehrt dein Ungeheuer.“

Kaum hatten aber die Fische diese Worte gesagt, so faßte die königliche Frau die Pfanne beim Stiel und wandte sie um, daß das Fett und die Fische in das Feuer fielen, und alles verbrannte. Hierauf verschwand sie wieder durch den Spalt in der Mauer, und die Mauer schloß sich zu.

Die Köchin hatte mit Schrecken zugesehen, wie die Fische in das Feuer gefallen waren. Sie zog sie gleich aus den Kohlen hervor; allein sie waren schon ganz verbrannt. Da setzte sie sich traurig in die Ecke, und weinte und klagte: „Ach, warum „muß mir das geschehen? ich kann dem Sultan nun keine solche „Fische wieder verschaffen, und wenn ich ihm sage, wie sie in's „Feuer kamen, so wird er es nicht glauben, und wird mich „um's Leben bringen in seinem Zorne.“

Indem sie so weinte und klagte, trat der Großwessir in die Küche, und sprach: „Wo bleiben denn die farbigen Fische des „Sultans? Er wartet mit Ungeduld auf sie.“ Als ihm aber die Köchin mit Thränen und Bitten erzählte, was ihr mit den

Fischen begegnet war, erstaunte er sehr. Doch getraute er sich nicht, dem Sultan zu sagen, daß die Fische verbrannt seyen. Er entschuldigte die Köchin, und sagte ihm, solche Fische müßten immer erst eine Nacht in süßer Milch stehen, wenn sie recht schmackhaft gebacken werden sollten; die Köchin könnte sie also vor morgen nicht liefern.

Mit dieser Nachricht begnügte sich der Sultan. Der Großwessir ließ aber sogleich den Fischer rufen, und befahl ihm, auf der Stelle noch vier solche farbige Fische zu liefern.

„Ja," sagte der Fischer, „solche Fische fängt man nicht in „jedem Wasser. Ich muß sehr weit gehen, um an den See zu „kommen, in welchem man die farbigen Fische findet. Vor „morgen früh kann ich nichts versprechen." Der Fischer sprach aber so, weil er sich noch an die Warnung des Genius erinnerte, der ihm gerathen hatte, nie mehr als einmal des Tages in dem See zu fischen.

Der Großwessir war zufrieden, als er ihm versprach, er wollte am nächsten Morgen sehr früh schon vier farbige Fische bringen, und entließ ihn. Aber der Fischer stand schon vor Sonnenaufgang an dem See und tauchte sein Netz ein; und als er es herauszog, befanden sich wieder vier farbige Fische darin, ein weißer, ein blauer, ein gelber und ein rother. Als er sie dem Großwessir brachte, trug sie dieser wieder selbst in die Küche, und gebot der Köchin, sie sollte sie sogleich in seiner Gegenwart bereiten. Zur Vorsorge verschloß er die Thür; denn er hatte immer noch einiges Mißtrauen, und konnte nicht glauben, daß die königliche Frau durch die Mauer gekommen wäre. Er glaubte, es sey vielleicht Jemand durch die Küchenthür zu ihr herein gekommen, und habe ihr die Fische in's Feuer geworfen, um sie bei dem Sultan in Ungnade zu bringen.

Als die Fische nun aber in der Pfanne lagen und auf einer Seite gebraten waren, nahm die Köchin die Fischgabel, und wandte einen herum. Indem sie aber den zweiten umwenden wollte, that sie einen lauten Schrei und ließ die Fischgabel wieder aus der Hand fallen. Denn die Mauer hatte sich wieder aus einander gethan, und die königliche Frau trat hindurch und ging zum Heerde, und schlug mit ihrem Schilfrohre auf die Fische in der Pfanne, und fragte dabei:

„Ihr Fische, thut ihr eure Pflicht?"

Und die Fische erhoben wieder ihre Häupter und sprachen:

„Wir unterlassen's alle nicht:
„Den Mahomed die weißen ehren;
„Die blauen sich zu Christo kehren;
„Jehova heißt der gelben Gott,
„Gott Abrahams, Herr Zebaoth;
„Die rothen beten noch zum Feuer, —
„Doch keiner ehrt dein Ungeheuer."

Aber kaum hatten sie noch diese Worte gesprochen, so hatte die königliche Frau die Pfanne auch schon wieder bei dem Stiele ergriffen, und leerte Fett und Fische in die Gluth des Feuers, das hoch davon aufloderte. Hierauf verschwand sie wieder durch den Spalt der Küchenmauer, und die Mauer schloß sich wieder fest zu, daß keine Spur mehr von dem Spalte zu sehn war.

Der Großwessir konnte sich kaum von seinem Staunen über diese Erscheinung erholen. Er eilte sogleich zum Sultan, und erzählte ihm den wunderbaren Vorfall. „Ich wäre doch begie„rig, dies Wunder auch zu sehen,“ sprach der Sultan, und ließ sich sogleich den Fischer rufen.

„Höre, Fischer,“ sprach er zu ihm, „du hast mir wunder„bare Fische gebracht. Kannst du mir noch einmal vier von der „nämlichen Art bringen, so sollst du wieder gut belohnt werden.“

Der Fischer antwortete, solche Fische wären selten; indessen wolle er sehen, daß er in einigen Tagen noch vier von derselben Art liefern könne. Er ging aber gleich am folgenden Tage hinaus, und auf den ersten Zug hatte er wieder vier Fische von den verschiedenen Farben, wie die frühern. Er brachte sie dem Sultan, der sehr erfreut darüber war, und ihm wieder vierhundert Goldstücke dafür bezahlen ließ.

Kaum war der Fischer weg, so ließ der Sultan ein großes Kohlenbecken mit einer Bratpfanne in sein Kabinet bringen, und schloß sich mit seinem Großwessir darin ein. Der Großwessir mußte nun die Fische backen. Aber kaum hatte er einen herumgekehrt, um ihn auch auf der andern Seite zu backen, so that sich die Wand des Kabinets aus einander, und durch den Spalt trat ein unmäßig großer und dicker schwarzbrauner Bursche herein. Sein schwarzer Schädel war ganz ohne Haare; seine Augen lagen ihm weit zu dem Kopfe heraus; sein Maul stand ihm weit über die stumpfe Nase hinaus, und glich völlig dem Maule eines Frosches; sein Bauch war sehr dick, und hing ihm schlaff herunter; seine Arme und Beine aber waren dünn, und die Finger an seinen Händen und die Zehen seiner Füße hatten eine ungewöhnliche Länge. Er trug übrigens einen Sklavenkittel, ging barfuß, und hielt einen dicken grünen Prügel in seiner Faust.

Dem Sultan und dem Großwessir ward sehr bange bei diesem Anblicke. Der Schwarze that aber, als wären sie gar nicht zugegen. Er trat zu der Pfanne, berührte einen der Fische mit seinem Prügel, und sprach mit heiserer, gurgelnder Stimme:

„Fisch, Fisch! Menschenfisch!
„Frisch, frisch! bekehrt euch frisch!
„Mich wollt erkennen,
„Schad! müßt sonst brennen!“

Die Fische erhoben aber ihre Häupter und riefen zusammen:

„Viel lieber brennen
„Im glühenden Feuer,

„Als dich erkennen,
„Du Ungeheuer!“

Sie hatten kaum diese Worte ausgesprochen, so faßte er die Pfanne, und leerte die Fische aus in die Kohlen, und verschwand, wie er gekommen war. Aber die Mauer des Kabinets schloß sich wieder fest zu.

Die Fische waren verbrannt, ehe der Sultan sich von seinem Staunen erholt hatte. „Was ist das?“ fragte er mit starrem Blicke. „Das ist ein fürchterlicher Kerl,“ rief der Großwessir. „Der hat gar keine Lebensart, kommt unangemeldet zur Mauer „herein mit seinem Prügel, und plaudert mir nichts dir nichts „mit Geschöpfen, die der liebe Gott doch einmal stumm erschaffen hat. Das Sprichwort: stumm, wie ein Fisch! wird da „ja zu Schanden.“

„Höre, Großwessir,“ sagte der Sultan, „ich vermuthe, daß „hinter diesem Ereignisse ein großes, wunderbares Geheimniß „verborgen ist; und das will ich ergründen.“ Der Großwessir rieth ihm ab, und warnte ihn vor den Gefahren, in die er sich stürzen könnte. Es half aber keine Widerrede. Er mußte sogleich den Fischer herbeirufen lassen, und der Sultan erkundigte sich bei ihm nach dem Gewässer, in welchem er die Fische gefangen habe.

„Herr,“ sprach der Fischer, „dort, jenseits des Berges ist „eine Ebene. Wenn man eine Strecke in derselben fortgeht, so „kommt man an einen Teich, der von vier Hügeln umschlossen „ist. Das Wasser des Teiches ist ganz klar und durchsichtig bis „auf den Grund, und wimmelt von lauter solchen farbigen „Fischen.“

Den Sultan befremdete diese Rede. „Kennst du diesen See?“ fragte er den Großwessir. Dieser behauptete aber, er habe nie davon reden hören, noch selbst etwas davon gesehen. „Ich bin „doch jetzt schon sechzig Jahre alt, und seit meinen Knabenjahren oft über jenen Berg gekommen, wenn ich mit meinen „Freunden auf der Jagd herumzog,“ setzte er hinzu, „aber niemal habe ich eine Ebene hinter dem Berge angetroffen, oder „gar einen See. Ein steiler, waldiger Berg wechselte mit dem „andern, und so weit man von den höchsten Gipfeln sehn „konnte, sah man nichts als wieder andere Waldgipfel.“

Da wandte sich der Sultan wieder zu dem Fischer mit der Frage, seit wann er denn jenen See kenne. „Herr,“ antwortete der Fischer, „unser einer hält sich an sein Element, der Fischer muß an's Wasser. Darum war ich in meinem ganzen „Leben noch nie auf die Berge gekommen, bis mich der Zufall „vor einigen Tagen dahin führte. Wie es vorher dort aussah, „kann ich Euch darum auch nicht berichten.“

Der Sultan ward durch diese Nachricht nur noch neugieriger. Er befahl sogleich allen seinen nächsten Dienern, ihn noch des-

selben Tages auf eine Reise zu begleiten. Sie stiegen alle zu Pferde, der Fischer ging als Wegweiser voraus, hinter ihm ritt der Sultan und der Großwessir, nach ihnen folgten die Großen seines Hofes, und zuletzt kamen Sklaven mit Lebensmitteln und Zelttüchern, mit Polstern und Teppichen.

Sie gelangten auf die Höhe des Berges, und während sie hier die Rosse ein wenig ausschnaufen ließen, zeigte ihnen der Fischer schon die vier Hügel, welche den See mit den farbigen Fischen umschloßen. Drei Stunden nach ihrem Ausritte hielten sie schon an dem Rande des Sees. Der Sultan stieg ab, und seine Begleitung folgte ihm nach. Sie betrachteten den klaren See, sie sahen die farbigen Fische darin, und alle waren von gleichem Staunen ergriffen.

Unterdessen hatten die Sklaven für den Sultan ein prächtiges Zelt aufgeschlagen, und rings umher mehrere kleine Zelten für seine Begleitung. Die Sonne war untergegangen, und ein kühler Abendthau nöthigte sie, in den Zelten Schutz zu suchen.

Da saß der Sultan auf seinem Polster in seinem Zelte, und ihm gegenüber sein Großwessir. Beide waren in tiefes Nachsinnen versunken. Auf einmal richtete sich der Sultan aber auf, und sprach: „Ich will dir etwas vertrauen, Großwessir! aber „du mußt mir heilig versprechen, pünktlich nach meinem Wil„len zu thun.“ Der Großwessir gelobte es mit einem Eide. „Die Begebenheit mit dem riesiggroßen schwarzbraunen Kerl,“ fuhr der Sultan fort, „die plötzliche Erscheinung dieses Sees in „der Nähe meiner Hauptstadt, die farbigen Fische und ihre uner„hörten Reden versichern mich, daß hier ein Zauber verübt „wurde. Und ich bin entschlossen, zu versuchen, ob ich diesen „Zauber nicht lösen kann; wenigstens muß ich seinen Zusam„menhang ergründen.“

Der Großwessir wollte ihm Einwendungen machen, allein er sprach: „Du hast mir dein Wort gegeben, und ich verlange „strenge Befolgung meines Befehls. Ich verlasse diese Nacht „mein Zelt, und kehre nicht zurück, ehe ich dieses Geheimniß „entdeckt oder den Zauber gelöset habe. Die ersten Stunden „mußt du meine Dienerschaft morgen mit dem Vorwande hin„halten, ich sey krank. Komme ich nach dem nächsten Abende „nicht zurück, so ordne alles in meinem Reiche so an, wie es „das Bedürfniß meines Volkes erfordert. Ich überlasse dir's „als heilige Pflicht.“ Er übergab dem Großwessir hierauf seinen Siegelring, und wollte ihn entlassen. Der alte Mann stand unbeweglich, und die Thränen rollten ihm über seine Wangen in den greisen Bart.

„Ei was!“ rief der Sultan, als er dies bemerkte, „ich reise „ja nicht in die ferne Welt! Und wenn es auch wäre, so habe „ich kein Weib und keine Kinder, die ich verlasse.“

„Aber ein gutes Volk verlaßt Ihr!“ schluchzte der Groß-

wessir. „Das gute Volk weiß ich in guten Händen!“ antwortete der Sultan, und schloß den treuen Diener mit Rührung in seine Arme, küßte ihn wie einen geliebten Bruder, und schob ihn zum Zelte hinaus.

Die Sterne leuchteten schon lange am dunkeln Nachthimmel, und die Sichel des abnehmenden Mondes trat eben hinter einem der vier Hügel hervor, als der Sultan stille aus seinem Zelte schlich. Er hatte sich zu einer Fußwanderung leicht gekleidet, und zu seiner Sicherheit nur seinen Säbel mitgenommen. So erstieg er einen der vier Hügel, welche den See umschloßen, und verschwand, jenseits hinabsteigend.

Am andern Morgen kamen die Diener des Sultans, um nach seinen Befehlen zu fragen. Da trat ihnen aber der Großwessir entgegen, und wies sie mit den Worten ab, der Sultan wäre unpäßlich, und wünschte noch einige Stunden zu ruhen. So wies er sie mehrmals ab, und brauchte bald diesen, bald jenen Vorwand, indem er jede Stunde auf die Rückkunft des Sultans hoffte. Als aber der Abend herannahete, ohne daß sich seine Hoffnung erfüllt hatte, machte er die Abreise des Sultans und sein Vorhaben bekannt, und zeigte den Siegelring desselben zur Beglaubigung seiner Aussage. Er ließ die Zelte abbrechen, und kehrte mit dem ganzen Gefolge wieder nach der Stadt zurück.

3. Der Palast von schwarzem Marmor.

Der Sultan war in jener Nacht über zwei von den vier Hügeln gestiegen, und gelangte jenseits in eine große Ebene. Der Mond beleuchtete ihm seinen Weg, und er ging in der Nachtkühle unermüdet weiter. Am Morgen stand er vor der Pforte eines prächtigen Schlosses, das von schwarzem geglättetem Marmor erbaut war. Das Dach war mit feinen Stahlplatten gedeckt, und die aufgehende Sonne spiegelte sich darauf. Einer der beiden Thorflügel stand offen. Er klopfte dennoch an, es kam aber Niemand; er klopfte zum zweiten Mal stärker, und noch stärker zum dritten Mal, aber kein Mensch ließ sich sehn.

„Soll denn das prächtige Schloß ganz unbewohnt stehen?“ fragte er bei sich, und trat in den geräumigen Hof, der mit Porphyr gepflastert war. Er ging in die Halle, und rief, und rief wieder, und rief zum dritten Male; aber Niemand war, der ihm antwortete. Er trat einige Stufen hinan, und kam in eine Reihe der prächtigsten Zimmer. Der Fußboden war mit seidenen Teppichen belegt; die Polster und Ruhebetten waren mit reichen Stoffen, wie sie in Mekka verfertigt werden, überzogen; und die Vorhänge bestanden aus köstlichen indischen Ge-

weben, und waren mit goldenen und silbernen Frangen und Borten geschmückt.

In einem der Säle war ein prächtiger Brunnen. Vier Löwen von gediegenem Golde standen in der Mitte, und jeder war nach einer andern Ecke des Saales gerichtet. Auf ihren Rücken trugen sie aber gemeinschaftlich ein großes, schön gearbeitetes Becken aus Silber, das war gestaltet wie eine aufgeschlossene Rose. Die Löwen standen aber mit emporgerichteten Häuptern, und spieen einen Wasserstrahl in die Höhe. Beim Herunterfallen war es aber kein Wasser mehr, sondern Perlen und Diamanten fielen in das Becken. Auch aus der Mitte des Beckens stieg ein Strahl empor, und erreichte beinahe die hohe Decke des Saales, die ein mit Arabesken verziertes Gewölbe bildete.

Der Sultan blickte auch zu den Fenstern hinaus, und sah in einen prächtigen Garten, voll der schönsten Blumenbeete, blühender Sträucher, kühler Baumgänge, Springbrunnen, Fischteiche, Wasserfälle, Lauben und anderer anmuthiger Anlagen. In den Bäumen und Büschen ertönte der Gesang einer zahllosen Menge der lieblichsten Singvögel. Und damit sie nicht fortflogen, war über den ganzen Garten ein Netz von feinem Drahte gespannt.

Lange Zeit ergötzte sich der Sultan an den wundervollen Kostbarkeiten. Endlich ward er müde, und setzte sich in einem Kabinet auf ein Polster, und blickte durch das Fenster in die Gegend hinaus. Er saß aber nicht lange, so hörte er plötzlich ein großes Jammergeschrei. Er horchte auf, und vernahm darauf ein sehr klägliches Gewimmer. Dazwischen verstand er deutlich die Worte: „Grausames Schicksal! warum hast du mein „kurzes Glück so schnell in dieses Elend umgewandelt? Befreie „mich von meinen Leiden doch durch schnellen Tod! Ich fordre „kein Geschenk! Ich fordre nur den Tod! Wie ist es möglich, „daß ich so noch lebe? Wie war es möglich, alle die Qualen „zu ertragen, die ich so lange schon erdulden muß!“

Das war der erste menschliche Laut, den der Sultan in dem Schlosse hörte. Diese Klagen rührten ihn. Er stand auf, und ging nach der Seite hin, wo die Klage hergedrungen war. Er öffnete den Vorhang, und trat durch die Thür in einen sehr geräumigen Saal. Da saß aber ein sehr schön gebildeter junger Mann in einen reichen Königsmantel gekleidet auf einem goldenen Throne. Aber seinem Gesichte waren die Züge eines schweren Leidens und des tiefsten Kummers eingeprägt. Er hatte die Hände über der Brust in einander gefaltet, und die Augen in die Höhe gerichtet.

Als er den Sultan bemerkte, grüßte ihn dieser ehrerbietig, und er erwiederte den Gruß, indem er das Haupt sehr tief neigte. Aber er blieb auf seinem Throne sitzen. Indessen entschuldigte

er sich und sprach: „Glaubt nicht, edler Fremdling, daß ich „nicht wüßte, was sich schickt, weil ich Euch sitzend empfange. „Allein mich nöthigt hierzu eine sehr wichtige Ursache, um welcher willen Ihr mir nicht zürnen, wohl aber mich beklagen „werdet.“

Der Sultan entschuldigte sich dagegen, weil er unangemeldet zu ihm herein getreten war, und sagte ihm, daß nur der Wunsch, einem Leidenden zu helfen, ihn auf seine Klagen hereingeführt habe. Nachdem sie so noch einige Reden gewechselt hatten, fragte der Sultan, ob er ihm nicht die Geschichte von dem Wundersee mit den farbigen Fischen zu erzählen wüßte. „Ja „wohl,“ antwortete der junge Mann auf dem Throne. „Diese „Geschichte kann Euch Niemand so gut erzählen, als ich.“ Er bat ihn hierauf, sich auf ein Polster bei ihm niederzusetzen, und erzählte ihm folgende Geschichte.

4. Der junge König der schwarzen Inseln.

Weit von hier im stillen Meere lagen vor wenigen Monden noch vier schöne Inseln. Von jeder dieser Inseln erstreckte sich eine ziemlich breite Landzunge in das zwischen ihnen befindliche Meer, und diese Landzungen berührten sich alle in der Mitte, so daß die vier Inseln dadurch zu einer einzigen verbunden waren. Und mitten auf der Stelle, wo die Landzungen sich berührten, lag die Hauptstadt des Reiches. Der Boden des Landes war sehr ergiebig und fruchtbar; denn er bestand aus einer sehr schwarzen, fetten Erde. Daher ward jenes Reich auch nur das Reich der schwarzen Inseln genannt. — Nun bekannten sich aber die Einwohner jenes Reiches zu vier verschiedenen Religionen. Ein Theil verehrte Mahomed als den höchsten Propheten Gottes, ein anderer Theil verehrte Christus als den Sohn Gottes, der dritte Theil richtete sich nach den Vorschriften, die Moses dem israelitischen Volke gab, und der vierte Theil betete noch das Feuer an. Dem Könige stand es frei, sich zu einer dieser vier Religionen zu bekennen; aber wollte er sich zu einer andern bekennen, so ward er nach einem alten Gesetze jenes Reiches von seinem Volke abgesetzt, und aus dem Reiche verbannt.

Nun trug es sich zu, daß ein junger König an die Regierung kam, der ein Muselmann war. Er heirathete eine Jungfrau von ausnehmender Schönheit. Sie war die Tochter einer Königin von einer nahe liegenden Heideninsel. Mit dieser lebte er sehr glücklich, und da sie ihm unermeßliche Reichthümer zugebracht hatte, erhob er seine Hauptstadt durch viele prächtige Gebäude zu der schönsten Stadt in der Welt, ohne seine Unterthanen durch größere Abgaben zu drücken. Darum war er geliebt von ihnen, und vielleicht der glücklichste Regent auf der Erde. Erst nachdem er fünf Jahre glücklich mit seiner Gemah-

lin gelebt hatte, bemerkte er, daß sie ihn viel gleichgültiger behandelte, als vorher, und oft sah er sie den ganzen Tag nicht bis Abends beim Schlafengehen. Aber auch da sprach sie wenig mit ihm.

Da geschah es, daß er an einem heißen Mittage ruhete, und zwei Dienerinnen seiner Gemahlin saßen neben seinem Ruhebette zu beiden Seiten, um ihm die Fliegen zu verscheuchen. Da er die Augen geschlossen hatte, glaubten diese, er schlafe, und sprachen leise mit einander.

Die eine sprach mitleidig: „Er dauert mich sehr, der gute „Herr, daß er in so schlimmen Händen ist!" Die andere antwortete: „Er ist ja glücklich in allen Stücken! Warum willst „du ihn bedauern?" „Weißt du denn nicht," sprach die erste, „daß seine Gemahlin eine Froschanbeterin und große Zauberin „ist?" „Eine Froschanbeterin?" fragte die andere. „Ja, „ja!" versetzte sie. „Sie hat sich bisher verstellt vor ihm, und „mischt ihm jeden Abend ein Paar Tropfen Saft unter seinen „Trank, der ihn so schnell und fest einschlafen macht, daß er „gar nicht zu erwecken ist. Dann steht sie wieder auf aus ihrem „Bette, und geht in den Garten, wo der Froschkönig aus dem „Teiche hervorkommt. Den betet sie an, und bringt ihm ein „Opfer von allerlei garstigem Ungezieser, das sie aus der Erde „scharrt. Dann führt sie der Froschkönig in dem dunkelschattigen Baumgange auf und nieder, und sie sprechen davon, wie „sie nach und nach die Bewohner des ganzen Reiches zu Froschanbetern machen wollen. Aber der gute König müsse zuerst „ein Froschanbeter werden, verlangt der Froschkönig. Sie will „ihn deswegen nächstens auf etliche Tage in einen Frosch verzaubern. Wenn sie alle Menschen dieses Reiches zu Froschanbetern gemacht hat, dann will ihr der Froschkönig ein Ei „von der Froschkönigin geben; wenn sie das habe, und Morgens nüchtern verschlucke, dann würde sie noch zweitausend „Jahre die Kraft haben, sich als die schönste Frau auf der ganzen Erde zu erhalten. — Ich habe ihr Gespräch mit dem Froschkönige selbst vorgestern in der Nacht mit angehört!" setzte sie hinzu.

Der König der schwarzen Inseln erschrak bei dieser Erzählung. Da er aber alles wissen wollte, hielt er sich ruhig, und stellte sich erst, als sie ihre Erzählung geendigt hatte, als wache er auf.

Am Abende reichte ihm seine Gemahlin, wie sie gewöhnlich zu thun pflegte, eine Schale mit Wasser. Er that, als trinke er, schüttete das Wasser aber, ohne daß sie es merkte, zum Fenster hinaus, und legte sich nieder, und stellte sich bald, als schlafe er sehr fest. Da stand seine Gemahlin wieder stille auf aus ihrem Bette, kleidete sich schnell an, und ging aus dem Schlafzimmer. Kaum war sie aber weggegangen, so stand er auch auf,

hängte schnell ein weites Gewand um, und folgte ihr gegen den Garten. Die Thüren, durch welche sie ging, thaten sich alle auf, wenn sie nur ein Wort in einer unbekannten Sprache murmelte. Unter der Gartenthür blieb er stehen, denn man konnte von dort aus einen großen Theil des Teiches übersehen. Sie trat an's Ufer und schöpfte eine Handvoll Wasser, sprach dreimal „Brekkekekecks, koax! koax!" und das Wasser des Teiches rauschte auf, und hervor kam ein Frosch von ungeheurer Größe, größer und dicker, als der größte Mann. Er ging aufrecht, wie ein Mensch, hatte einen Kittel um die Schultern, war ganz schwarzbraun, und trug einen grünen Stock in der Hand.

Sie warf sich vor ihm auf die Erde, und verehrte ihn, und betete ihn an. Dann richtete sie sich wieder auf, und scharrte in dem sumpfigen Ufer mit ihren Händen, und zog allerlei häßliches Gewürm heraus. Als der Froschkönig das sah, hockte er sich auf seine Hinterbeine, und sperrte sein großes Maul weit auf, und sie steckte ihm die Würmer hinein. Diese Speise schien ihm sehr zu behagen, denn er patschte sich bei jedem Bissen mit der einen Hand auf seinen weichen Wanst, und verzog sein Maul bei jedem Schlucke zu einem abscheulichen Lächeln.

Nachdem sie ihn so eine Zeitlang gefüttert hatte, richtete er sich auf, und bot ihr den Arm, und führte sie nach der Seite des Gartens, wo der dunkle Baumgang war. Der König schlich nach, und versteckte sich hinter einem dicken Baumstamme.

Hier hörte er nun ihr Gespräch mit an. Der Froschkönig sprach mit heiserer, gurgelnder Stimme: „Noch nicht! noch „nicht! Nicht geben das Ei! erst müssen beten! Froschkönig „Gott seyn! Froschkönig Opfer haben! Würmlein scharren, „Würmlein! Ach, viel fressen! Erst Mann anbeten mich, „dann Volk, alles, alles! dann Froschkönigin Ei haben!"

Der König konnte sich aber nicht mehr halten vor Wuth bei diesem Gespräche. Als sie im Auf- und Abgehn nahe an seinen Baum kamen, führte er einen so kräftigen Hieb auf den Froschkönig, daß er ihm von hinten den Rückgrat quer über spaltete, und der Säbel noch bis in die Hälfte des Bauches eindrang. Darauf lief er sehr eilig nach seinem Schlafgemache zurück, und legte sich zu Bette. Er schlief bald ein, und als er am Morgen erwachte, lag die Königin auch in ihrem Bette, und schlief noch während er sich ankleidete und wegging, sein Morgengebet zu verrichten.

Als er gegen Mittag aus der Versammlung seines Rathes kam, trat sie ihm im Saale in tiefer Trauer, ganz schwarz gekleidet, entgegen, und bat ihn, er möge ihr diese Trauer nicht übel nehmen, sie habe diese Nacht drei sehr traurige Botschaften erhalten: ihre Mutter, die Königin der Heideninsel, sey vor Schrecken gestorben, ihr Vater sey in einer Schlacht geblieben, und ihr ältester Bruder wäre auf der Jagd vom Felsen gestürzt.

Der König war froh, daß sie einen solchen Vorwand nahm, um ihre Traurigkeit wegen des Froschkönigs zu verbergen; denn er sah daraus, daß sie wenigstens nicht wußte, daß er es war, der ihm den Hieb versetzt hatte.

Ein ganzes Jahr brachte sie mit Weinen und Wehklagen zu, ohne daß der König erfahren konnte, ob er den Froschkönig getödtet oder bloß verwundet habe. Nun kam sie aber und bat ihn, er möchte ihr erlauben, daß sie sich in dem Garten einen Begräbnißpalast erbauen lasse. Sie wollte ihr ganzes Leben dann täglich mehrere Stunden in demselben zubringen, weil sie keine Freude mehr auf der Welt genießen könne. Der König erlaubte ihr das, und sie ließ in dem kühlen Baumgange, wo der Froschkönig den Hieb erhalten hatte, einen prächtigen Palast bauen, der außen herum gar keine Fenster hatte, sondern sein Licht oben durch die Kuppel erhielt. Rings um den Palast pflanzte sie Trauerweiden, daß er bald ganz davon bedeckt wurde; denn sie wuchsen zur Verwunderung aller Menschen in wenigen Tagen zu einer solchen Höhe, daß nur die Kuppel des Palastes noch sichtbar war.

Nun brachte sie die größte Zeit des Tages in dem neuen Palaste zu. Sie nannte ihn den Thränenpalast, und gab vor, dort könnte sie ihren Thränen um ihre Mutter, ihren Vater und ihren Bruder am ungestörtesten den Lauf lassen.

Eines Tages aber trieb die Neugier den König der schwarzen Inseln, ihr nachzuschleichen, und zu sehen, womit sie sich die Zeit in dem Thränenpalaste verkürze. Er fand zwischen dem Gesträuche ein kleines Thürchen offen, und schlich sich hinein, durch die dunkeln Gänge hindurch, und kam endlich in den Hauptsaal, der rund war, und dessen Decke von acht und vierzig Säulen getragen wurde. Die Säulen waren aber alle von dem hellgrünen Steine, der Chrysopras heißt, und waren wie hohe Schilfhalme gebildet. Zwischen den Säulen waren von dem Edelstein Smaragd die großen grünen Blätter der weißen Seerose nachgebildet, aber so groß, daß sie zu bequemen Sitzen dienen konnten, und auf ihnen lagen die riesengroßen Seeblumen von dem feinsten weißen Alabaster, und die Staubfäden derselben waren von gediegenem Golde. Das Dach bestand aus einem einzigen Stücke des durchsichtigen Frauenglases. Der Boden des Saales war mit allerlei kleinen Muscheln gepflastert, und in der Mitte stand eine sehr große Muschel als eine Bettstätte. Diese war voller Meerlinsen, und in derselben hatte sich der Froschkönig ganz eingewühlt, daß nur noch sein Kopf heraussah, der auf dem Rande der großen Muschel auflag. Zur Seite dieses Muschelbettes kniete die Königin. Der König verbarg sich hinter einer der großen Seerosen, und hörte und sah unbemerkt alles, was vorging.

„Ach!" sprach die Königin, „verachtest du mich immer noch,

„mächtiger Froschkönig? Habe ich dich noch nicht genug ver„ehrt? Habe ich dir noch nicht durch meine Opfer bezeugt, daß „ich dich über alle Götter erhebe? Warum redest du gar kein „Wort mehr mit mir? Glaubst du vielleicht, ich sey Schuld „daran, daß du in jener unseligen Nacht durch das Schwert „eines unbekannten Frevlers verwundet wurdest? Habe ich dir „nicht durch meine Künste den Lauf des Blutes gestillt? Habe „ich dich nicht durch meine Kenntniß der verborgenen Kräfte der „Kräuter geheilt, da du unheilbar verwundet warst? Habe ich „dir nicht mit meinen Nägeln im feuchten Moorgrunde ein küh„les Bette gegraben, und dich so lange verborgen gehalten, bis „dieser Tempel, einer solchen Gottheit würdig, erbaut war? „Warum rührst du dich gar nicht? Warum redest du nicht? „Soll ich nie das versprochene Ei der Froschkönigin erhalten, „das mich zur mächtigsten Zauberin der Erde zu machen ver„mag? das mir zweitausendjährige Jugend schenkt? das mir „die verborgensten Dinge entdeckt, und die Kraft verleibt, der „Menschen Gedanken zu sehen in dem verborgensten Winkel „ihres Herzens?“

Der Froschkönig schwieg bei diesen Worten, und veränderte keinen Zug seines Gesichtes. Sie sah ihn lange an mit fragendem Blicke. Als sie keine Antwort erhielt, warf sie sich mit dem ganzen Leibe vorwärts auf den Boden, und vergoß viele Thränen, und seufzte viel, und stöhnte lang: „O, wär' ich „doch gestorben! wäre mein Gemahl, der König der schwarzen „Inseln, doch gestorben! wäre das ganze Reich doch ausgestor„ben! wenn nur du noch in deiner vorigen Kraft lebtest, und „ich dir dienen könnte, und dir Würmlein graben. Aber du „hast nun einige Jahre keine Nahrung mehr zu dir genommen.“ Sie brach in einen neuen Thränenstrom aus. Dann richtete sie sich wieder auf, und rief: „Nun weiß ich, wie ich dir helfen „kann, daß du dich wieder bewegen lernst und die Sprache wie„der bekommst. Alle Einwohner dieses Reiches sollen dich als „ihren Gott verehren, und dich anbeten. Ich will sie durch „meine Zaubermittel dazu zwingen, und meinen Gemahl, ihren „König, vor allen.“

Bei diesen Worten konnte aber der König der schwarzen Inseln sich nicht verborgen halten. Zornig sprang er mit aufgehobenem Säbel gegen seine Gemahlin, und wollte eben den Todesstreich auf sie führen. Da berührte sie ihm den Arm mit einem Schilfblatte, und gelähmt sank der Arm mit dem Säbel nieder.

„Ha!“ rief sie, „du Elender! nun hast du mir gezeigt, wer „der Frevler war, der mir meinen Gott verwundete! Du hast „es gethan. Empfange die Strafe meiner Rache, und sey von „Stund an halb Marmor und halb Mensch, bis du dich mit

„deinen Unterthanen dazu verstehst, mit mir den Froschkönig „göttlich zu verehren."

Kaum hatte sie das gesagt, so war der König der schwarzen Inseln von den Fußsohlen bis an die Brust herauf in Marmorstein verwandelt; aber der obere Theil des Leibes blieb wie vorher. Darauf murmelte sie einige Worte, und plötzlich befand er sich auf dem Throne in einem Saale seines Palastes. Dort saß er bis zum Sonnenuntergang. Dann kam seine Gemahlin und sprach: „Deine Hauptstadt und alle Städte deines Reiches „habe ich nun in einen großen See verwandelt, und deine Unterthanen in Fische, die Mahomedaner in weiße, die Christen „in blaue, die Juden in gelbe, und die Feueranbeter in rothe „Fische. So oft nun von den Fischen gefangen und zugerichtet „werden sollen, wird ihnen noch einmal die Frage vorgelegt, ob „sie den Froschkönig anbeten wollen, und ihre Pflicht erkennen. „Bejahen sie diese Frage, so sind sie gerettet; verneinen sie aber „die Frage, so werden sie in's Feuer geworfen, und müssen ver„brennen. Auch dir wird künftig diese Frage vorgelegt, und „meine Rache soll dich bald dazu zwingen, den Froschkönig nach „meinem Willen zu verehren. Damit aber deine Freunde und „alle benachbarten Könige sich deines Zustandes nicht erbarmen „können, habe ich dein ganzes Reich in ein weit entferntes Land „verlegt, und an die Stelle einer wilden Berggegend gesetzt. „Denn es ist mir durch meine Zauberkraft bekannt, daß ein „mächtiger König den Muth haben wird, dich zu befreien. Ein „Fremder, der dich und dein Land vorher nicht kannte, wird „aber hoffentlich auch nichts um dich wagen." Als sie dieses gesprochen, verließ sie den König, ihren Gemahl.

Aber an jedem Morgen kommt sie seitdem mit Sonnenaufgang, und gibt ihm mit einem sehr festen Rohr hundert Streiche auf den entblößten Rücken. Und wenn sie ihn so blutig gehauen, legt sie ihm einen sehr rauhen wollenen Teppich um seine Schultern, und bedeckt ihn dann mit seinem Königsmantel. Jeden Morgen ist der rauhe Teppich auf den Wunden angeklebt; aber jeden Morgen reißt sie ihn wieder los, und schlägt ihm die übrigen Wunden mit hundert neuen Streichen wieder auf. Beim Anfang und Ende dieser grausamen Handlung fragt sie ihn immer, ob er sich noch nicht besonnen habe, seine Pflicht zu thun, und den Froschkönig göttlich verehren wolle. Er bleibt aber seinem Gott getreu, und erträgt nun schon lange lieber die entsetzlichsten Schmerzen, als daß er Gott und seinen großen Propheten Mahomed verläugnen, und ein Froschanbeter werden sollte.

5. Tod des Froschkönigs.

Als der junge Mann auf dem goldenen Throne diese Erzählung geendigt hatte, seufzte er tief. Aber der Sultan sprach: „Ich danke Euch herzlich für die Mittheilung dieser Geschichte. „Erlaubt mir aber noch eine Frage. Mir will bedünken, Ihr „seyd selbst jener beklagenswerthe König der schwarzen Inseln."

„Ja!" antwortete der junge Mann in dem Königsmantel, „ich bin der Unglückliche selbst!" und schlug bei diesen Worten seinen Mantel aus einander. Da sah der Sultan, daß seine Füße und sein ganzer Leib von der Brust an aus weißem Marmor bestand.

„Ich beklage Euch von Grund meines Herzens," sprach der Sultan. „Aber tröstet Euch! ich habe den Muth, Euch und „Eure Unterthanen zu retten; denn ich fühle mich dazu berufen, „weil gerade mir in diesen Tagen von den farbigen Fischen ge„bracht wurden. Die Wunder, welche sich damit ereigneten, „haben mich hierher geführt, und ich bin entschlossen, alles für „Euch zu wagen. Vielleicht bin gerade ich der mächtige König, „von welchem Eure Gemahlin sprach, und ohne daß sie es weiß, „hat sie Euch mit Euerm Palaste in mein Land versetzt."

Bei diesen Worten erheiterte sich das Gesicht des jungen Königs der schwarzen Inseln. Er weinte Freudethränen schon über die ungewisse Hoffnung seiner Erlösung. Der Sultan beredete sich mit ihm über sein Vorhaben, und blieb die Nacht bei ihm, und schlief endlich auf einem Ruhebette ein.

Gegen den Anbruch des Tages aber weckte ihn der junge König, und sprach zu ihm: „Ihr habt gut geschlafen. Ich „möchte Euch beinahe um diesen Schlaf beneiden; denn ich kann „seit meiner Verwandlung gar nicht mehr schlafen. Es ist mir „leid, daß ich Euch wecken muß. Aber nun wird meine grau„same Gemahlin gleich kommen, ihre Rache wieder an mir zu „üben; und diese Zeit müßt Ihr benutzen, wenn Ihr mich ret„ten wollt. Geht jetzt, und verbergt Euch, bis Ihr an meinem „Jammergeschrei hört, daß sie bei mir ist; dann eilt in den „Garten zum Thränenpalast. Gott gebe, daß die Ausführung „Eures Vorhabens gelingt!"

Der Sultan ging hinaus, und verbarg sich an dem Eingange des Gartens. Er war nicht lange dort, so sah er die zauberische Königin vorbeischreiten, und erkannte sie sogleich für dieselbe königliche Frau, die nach seines Großwessirs Erzählung erschienen war, als er die farbigen Fische von der Köchin zurichten ließ.

Als sie in den Palast eingetreten war, suchte er schnell den Thränenpalast im Garten auf. Er fand ihn leicht, denn der König hatte ihm seine Lage beschrieben. Glücklich fand er auch die kleine, versteckte Thür offen, und kam in den Hauptsaal.

Er war noch mit hundert dicken Wachskerzen erleuchtet, und diese gaben im Brennen die feinsten Wohlgerüche von sich. Sie standen aber nicht auf besondern Leuchtern, sondern hierzu dienten die goldenen Staubfäden der alabasternen Seerosen rings umher.

Der Sultan betrachtete nicht lange die Herrlichkeiten des Saales, sondern ging schnell auf das Muschelbette zu, und hieb den Froschkönig mit einem Streiche in der Mitte von einander. Den untern Theil trug er sogleich hinaus, und warf ihn in einen tiefen Brunnen. Den obern Theil legte er aber, wie er vorher gelegen hatte. Er selbst verwühlte sich aber unten in die Meerlinsen, und behielt seinen Säbel fest in der Hand.

Nach einiger Zeit kam die Zauberkönigin wieder herein, und schwang ihr Schilfrohr gegen die Kerzen im Kreise umher. Da verlöschten sie alle zumal und verschwanden. Aber der Tag erleuchtete den Saal von oben durch die Kuppel. Hierauf warf sie sich vor dem Muschelbette nieder, und rief: „Willst du denn „ewig schweigen? Thue ich dir noch nicht genug? Es steht ja „nicht mehr in meiner Macht!"

Da antwortete der Sultan mit verstellter heiserer Stimme, wie der Schwarzbraune redete, der ihm in seinem Kabinet die vier farbigen Fische in's Feuer geworfen hatte: „Niemand „Macht! Gott allein Macht haben!"

Sie glaubte der Froschkönig rede, und erhob ein großes Freudengeschrei. „Wie?" sagte sie, „du kannst reden, und hast „mich so lange vergeblich flehen lassen?" Der Sultan aber antwortete wieder mit derselben Stimme: „Du selbst Schuld. „Froschkönig schon lang gesund wär', schon lang reden könnt'; „aber dort König schreit, Froschkönig nicht schlafen kann, drum „Froschkönig krank."

„Ach!" rief sie, „soll ich darum meinen Gemahl nicht mehr „schlagen? soll ich ihn entzaubern?" „Mach's, ja! Thu's, ja!" antwortete der Sultan mit der Stimme des Froschkönigs.

Da ging sie schnell hinaus, und füllte eine Muschelschale mit Wasser aus dem großen Teiche des Gartens, und eilte damit nach dem Saale zu dem jungen König. Dort murmelte sie etliche Worte über das Wasser. Da brausete es auf, als ob es koche, und so brausend goß sie es über ihren Gemahl, und sprach:

„Bist du halb Mensch, halb Stein,
„Nach höherm Willen,
„So bleibe halber Stein,
„Und trag's im Stillen;
„Bist du's allein durch Zauberei,
„So sey von nun des Zaubers frei."

Kaum hatte sie diesen Spruch geendigt, so fühlte der junge König, daß sich das Blut wieder in seinen Füßen bewegte. Er versuchte es, sie zu gebrauchen, er stand auf, und ging im Saale auf und nieder.

Aber seine Gemahlin war alsbald wieder davon geeilt, und in den Thränenpalast gekommen. „Ich habe nach deinem Wil„len gethan,“ sprach sie; „bist du nun zufrieden, und wirst du „nun auch bald dein Lager verlassen können, daß ich dir im „Mondschein wieder Würmlein grabe?“

Der Sultan antwortete wieder mit verstellter Stimme: „Nicht aufstehn! Nicht Würmlein fressen! Erst mußt noch viel „thun du. Wenn Mitternacht kommt, Fischlein im Teich heben „auf ihr Haupt, schrein Rache, Rache! daß Froschkönig nicht „schlafen kann. Drum Froschkönig nicht gesund. Laß Fischlein „wieder Menschen werden; dann Froschkönig aufstehn kann.“

Als sie das hörte, eilte sie freudig hinaus, und verwandelte sich in einen Raubvogel, und flog an den See mit den farbigen Fischen. Dort nahm sie schnell ihre Gestalt wieder an, schöpfte eine hohle Handvoll Wasser aus dem See, und sprengte es wieder hinein und sprach:

„Lebensfrische
„Fische! — Fische,
„Roth und blau, und gelb und weiß,
„Seyd ihr nur auf mein Geheiß
„Solche frische
„Farbenfische;
„Werdet wieder, was ihr war't,
„Menschen mannigfacher Art.
„Fische, Menschen, kommt hervor,
„Wohnt in Städten, wie zuvor!“

Da zerrann auf einmal das Wasser, unzählige Dächer hoben sich daraus hervor; Häuser und Straßen und Schiffe liefen durch einander; ganze Städte liefen aus einander; die Landzungen vereinigten sich wieder; da lag die Hauptstadt wieder an ihrer alten Stelle; die andern Städte lagen wieder zerstreut umher; die vier Hügel bildeten wieder vier Inseln; und alles war wieder von Menschen bewohnt und belebt.

Die zauberische Königin eilte aber schnell wieder zu dem Thränenpalaste, und sprach, gegen das Muschelbette gewendet: „Nun habe ich alles gethan, wie du es verlangtest. Der Ruf „der Fische um Mitternacht soll dich nicht mehr in deinem „Schlafe stören. Nun komm auch und stehe auf.“

Da antwortete der Sultan wieder mit der Stimme des Froschkönigs: „Komm, komm! helfen dem Froschkönig.“ Indem sie sich aber über den Oberleib des Froschkönigs herbog, und damit beschäftigt war, ihn aufzuheben, sprang der Sultan unten aus dem Meerlinsenbett, und hieb ihr mit seinem Säbel, ehe sie sich dessen versah, den Kopf ab, daß er in das Bett zu dem Froschkönig fiel; ihr Leib aber fiel auf die Erde.

Der Sultan eilte nun sogleich zu dem Thränenpalaste hinaus nach dem Palaste des Königs der schwarzen Inseln. Dieser

kam ihm schon auf den Stufen entgegen, und umarmte ihn mit Freudethränen und mit unerschöpflicher Dankbarkeit.

Sogleich wurden Anstalten zu großen Festlichkeiten gemacht. Vor allen Dingen ward aber der Oberleib des Froschkönigs zu dem andern Theile in den Brunnen geworfen, und dann auch der Kopf und der Leib der zauberischen Königin. Hierauf wurde der Brunnen mit Erde und Steinen ganz ausgefüllt.

Nachdem die Feste mehrere Wochen gedauert hatten, sprach eines Tages der Sultan zu dem Könige der schwarzen Inseln: „Ihr habt mir nun Eure Dankbarkeit hinlänglich bewiesen, und „es ist nun Zeit, daß ich mich aufmache und nach meinem „Reiche zurückkehre. Darf ich Euch darum bitten, mir ein „Schiff zur Heimfahrt auszurüsten? Wollt Ihr aber ja recht „gütig seyn, so begleitet mich in mein Reich, damit ich Euch „all' die Ehre erwiedere, die ich an Euerm Hofe genoß. Viel„leicht gefällt es Euch bei mir. Ich bin schon ziemlich bei Jah„ren, und habe keinen Erben. Wollt Ihr bei mir bleiben, so „sollt Ihr nach mir meinen Thron besteigen."

Der König der schwarzen Inseln dankte ihm für sein freundliches Anerbieten. Indessen, sprach er, mache er sich's zur Pflicht, seinen Erretter auf der weiten Reise nach seinem Reiche zu begleiten, um sich zu überzeugen, daß er glücklich nach Hause zurückkehre. Das Schiff war in wenigen Tagen ausgerüstet, und mit allem versehen, was den Reisenden zur Bequemlichkeit dienen konnte. Der junge König stieg mit dem Sultan ein, und sie fuhren mit günstigem Winde ab.

6. Die Heimkehr.

Der Großwessir des Sultans hatte indessen das Reich mit großer Treue verwaltet.

Als der Sultan einige Tage nach seinem Abschiede im Zelte noch nicht zurückgekommen war, sandte er in großer Besorgniß den Fischer mit einigen Boten in die Gegend des Wundersees; aber diese kamen mit großer Bestürzung zurück, und brachten ihm die Nachricht, der See, und die vier Hügel und die Ebene sey verschwunden, und es sey nichts zu finden jenseits des hohen Berges, als Wald und waldiges Gebirge. Er wollte dieser Nachricht nicht glauben, und stieg selbst zu Pferde, und ritt in Begleitung mehrerer Herren vom Hofe, die den See selbst gesehen hatten, über den Berg. Aber die Ebene war wirklich verschwunden, der See nicht mehr zu finden, und statt der vier Hügel erhob eine steile Bergreihe ihre waldigen Gipfel an derselben Stelle.

Traurig kehrte er zurück, und verkündigte dem Volke, daß ihr guter, milder Regent wahrscheinlich auf immer verschwunden sey.

Das Volk trauerte um ihn mit aufrichtiger Trauer, wie um einen verstorbenen Vater oder Bruder, und manche Thräne wurde im Stillen um ihn geweint. Aber auf den Jahrestag seines Verschwindens ward ein allgemeiner Trauertag für das ganze Land verordnet, wenn er bis dahin nicht zurückkehrte.

Das Jahr war verflossen, und er war nicht zurückgekehrt. Das Trauerfest war gekommen; alle Häuser waren mit schwarzen Tüchern behangen, alle Leute gingen in tiefer Trauer über die Straße; in den Moscheen wurde gebetet; kein Wagen fuhr über die Straße; kein Hammerschlag ertönte in der ganzen großen Hauptstadt; alles wurde in der größten Stille verrichtet; die Väter saßen ruhig in den Häusern, und um sie hatten sich die Kinder gesammelt, und hörten zu, wie die Männer von den Wohlthaten erzählten, die ihr Sultan dem ganzen Volke und Einzelnen in dem Volke erwiesen hatte, und sahen, wie manche Thräne des Dankes dabei floß.

Da ward es auf einmal lebendiger auf den Straßen; man hörte die Leute schneller laufen; es drängten sich immer mehrere hin und her, und es erscholl lauter und lauter mancher fröhliche Ausruf, und endlich riefen sie sich's laut einander zu: „Der „Sultan kommt! Er ist im Haven gelandet.“

Da stürzte sich alles Volk aus den Häusern und auf die Straßen, und eilte nach dem Haven, und das lauteste Freudengeschrei erscholl, wo vorhin noch Jeder nur mit halblauter Stimme gesprochen hatte.

Die Wenigsten kamen aber bis zu dem Haven. Der Sultan kam ihnen schon in der Stadt mit seinem Freunde, dem Könige der schwarzen Inseln, und seinem Gefolge entgegen. Und der Großwessir bewillkommte ihn auf der Straße mit freudiger Rührung.

Nun wurden die schwarzen Tücher bald abgehängt, und mit rothen vertauscht. Ein Freudenfest folgte ungeboten auf das andere, und was an Pracht und Aufwand fehlte, das ersetzte die Fröhlichkeit des Volkes, das diese Feste unaufgefordert aus lauterer reiner Herzensfreude über die Wiederkunft ihres Sultans veranstaltete.

Der König der schwarzen Inseln hatte nicht mehr Lust, in sein fernes Reich zurückzukehren, wo er sich überall an seine ausgestandenen Leiden hätte erinnern müssen. Er blieb bei dem Sultan, und unterstützte ihn später in seinem Alter in seinen Sorgen für sein Reich. Als aber der Sultan in einem hohen Alter starb, folgte er ihm in der Regierung nach, und beglückte auch sein Volk, wie es der Sultan beglückt hatte.

IV.

Geschichte von dem blinden Baba Abdalla.

In Bagdad lebte ein junger Mann mit Namen Baba Abdalla. Seine Eltern waren früh gestorben, und hatten ihm einiges Vermögen hinterlassen. Dadurch war er früh sein eigener Herr geworden. Aber er machte es nicht, wie andere junge Leute, die ihr Vermögen verschwenden; sondern hielt es sorgfältig zusammen, und suchte es durch Fleiß zu vermehren. So war er nach und nach in den Stand gesetzt, achtzig Kameele zu halten. Diese vermiethete er an Kaufleute, ließ sie mit ihren Waaren beladen, und führte sie nach den verschiedenen Handelsstädten des Reiches. Dadurch erwarb er sich mit jeder Reise eine bedeutende Summe Geldes.

Einst hatte er auch eine Ladung Waaren nach Balsora gebracht, und kehrte von da mit seinen leeren Kameelen zurück. Da er unterwegs in einer einsamen Gegend gute Weide fand, ließ er sie da eine Weile ausruhen, und setzte sich unter einen Baum, um sein Mittagmahl zu halten. Er hatte aber seine Speisen noch kaum ausgepackt, so kam ein Derwisch die Straße her, und setzte sich zu ihm, nachdem sie sich gegenseitig begrüßt hatten. Er hörte von dem Derwisch, daß er von Bagdad kam, und nach Balsora ging. Baba Abdalla erzählte ihm vieles von dieser großen Handelsstadt, aus der er eben zurückkam; sie aßen ihr Mittagsmahl zusammen, und sprachen noch von mancherlei gleichgültigen Dingen.

Endlich zeigte der Derwisch nach dem Eingange eines Thales, und sprach ganz gleichgültig: „Eure Kameele mögen schon „manche kostbare Last getragen haben; aber dort weiß ich einen „verborgenen Schatz, der gewiß mehr werth ist, als alle Schätze „zusammen, die sie je trugen.“

Baba Abdalla war sehr habsüchtig. Kaum hörte er von einem verborgenen Schatze, so erwachte seine Habsucht. Er fiel dem Derwisch um den Hals, und beschwor ihn, er möchte ihm den verborgenen Schatz aufschließen. „Seht, lieber Herzens-„Derwisch,“ sprach er, „Ihr seyd ein frommer Mann, der sich „nicht um die Güter dieser Welt kümmert. Eures Gleichen lebt „in seiner Abgeschiedenheit von der Welt, nur mit frommen Be-„trachtungen und Gebet beschäftigt. Was kann Euch jener „Schatz nützen? Zudem seyd Ihr auch allein, habt nicht ein-„mal ein Thier bei Euch, das Ihr damit beladen könnt, und „Ihr selbst könnt doch nur wenig fortschleppen. Führt mich „hin, und öffnet mir den Eingang zu dem Schatze. Seht, ich „habe da achtzig Kameele, die alle leer mit mir nach Bagdad „zurückkehren. Wir wollen sie beladen, daß sie zusammenbre-„chen möchten unter der Last, und dann könnt Ihr Euch ja eins

„davon auswählen. Auf diese Art bringt Ihr mehr von den „Schätzen mit Euch fort, als wenn Ihr allein hingeht.“

Der Derwisch sprach aber ganz gelassen: „Nein, lieber Bruder! das geht doch nicht an. Ihr verlangt, ich soll Euch die „Schätze geben, um neun und siebenzig Kameele damit zu beladen, und Ihr wollt mir nur ein einziges Kameel dafür ablassen. Ich meine es gut mit Euch. Wenn ich Euch nicht glücklich machen wollte, so hätte ich ja nur von dem Schatze ganz „zu schweigen brauchen. Ich will Euch aber einen Vorschlag „thun, womit Ihr ganz wohl zufrieden seyn könnt. Wir beladen die achtzig Kameele gemeinschaftlich, und dann theilen wir „sie, und werfen das Loos. Jeder von uns wird durch die vierzig Kameele, die er bekommt, so reich, daß er für sein ganzes „Leben sein sehr schönes und reichliches Auskommen hat, und „Ihr könnt Euch für die Schätze, die Ihr für Eure vierzig Kameele erhaltet, ein Paar tausend andere Kameele anschaffen. „Denn der verborgene Schatz besteht aus lauter Gold, Silber, „Perlen und Edelsteinen.“

Dem habsüchtigen Baba Abdalla ward es sehr schwer, sich zu denken, daß er die Hälfte seiner Kameele einem Andern überlassen sollte, zumal wenn sie mit Schätzen beladen wären. Endlich aber bedachte er doch, daß vierzig mit Gold und Edelsteinen beladene Kameele besser wären, als achtzig unbeladene, und versprach ihm die Hälfte abzulassen. Der Derwisch ging voraus, und sammelte unterwegs dürre Grashalme und einiges Reisholz, und Baba Abdalla folgte ihm mit seinen Kameelen nach.

Sie erreichten bald den Eingang des Thales. Er war so enge, daß die Kameele nur einzeln durchgehn konnten. Innen erweiterte sich das Thal in die Runde. Aber es war von so hohen Felsen umschlossen, und die Felsenwände waren so senkrecht, daß es unmöglich gewesen wäre, auf einem andern Wege herein zu kommen. In dem Hintergrunde, wo die beiden Seitenwände der Berge zusammenstießen, die das Felsenthal bildeten, war eine ganz glatte große Felsenwand. Hier blieb der Derwisch stehen, und legte sein gesammeltes Reisholz ab. Hierauf holte er ein Feuerzeug hervor, und zündete ein Feuer an. Als es in hoher Flamme aufflackerte, streute er einige schwarze Körner hinein, die Baba Abdalla für Rauchpulver hielt, und sprach einige Worte in einer unbekannten Sprache. Kaum waren aber die Körner in das Feuer gefallen, so verbreitete sich ein dicker schwarzer Rauch, der das ganze Thal erfüllte, und als der Rauch verschwunden war, zeigte sich eine steinerne Thür mit zwei Thorflügeln. Sie schien außerordentlich schwer zu seyn. Aber der Derwisch öffnete sie mit einer Hand ohne die mindeste Anstrengung, indem er einen Flügel um den andern mit einem kleinen Druck auf die Seite schob.

Baba Abdalla blickte neugierig hinein. Eine breite Felsen-

treppe führte tief hinab in die Erde. Unten war es aber wieder ganz hell, und ganz ferne sah man einen prächtigen Palast. Sie stiegen die Stufen hinab, und kamen auf einen freien Platz, an dessen Seite sich eine hohe, schön geglättete Marmorwand hinzog. In dieser Marmorwand befanden sich große Nischen, die ausgefüllt waren mit Gold- und Silberstangen, mit köstlich gearbeiteten Urnen und Vasen, die alle gefüllt waren mit Edelsteinen aller Art.

„Dürfen wir da zugreifen?" fragte Baba Abdalla mit gierigen Blicken den Derwisch, und kaum hatte dieser mit dem Kopfe genickt, und gesprochen: „Nur zugegriffen nach Herzenslust!" so fiel er wie ein hungeriger Raubvogel über die Schätze her, und belud sich mit Gold- und Silberstangen so schwer, daß er kaum die Treppe hinaufsteigen konnte. Er ließ seine Kameele sich sogleich niederlegen, und schüttete die Schätze in die großen Säcke auf ihrem Rücken. Der Derwisch kam auch herauf, und leerte seine Last aus. Da Baba Abdalla aber bemerkte, daß der Derwisch beinahe nur nach den Edelsteinen und Perlen gegriffen hatte, so lief er wieder eilig hinunter, und holte auch von diesen. Und so ging er und der Derwisch gar manchmal hinab, bis die achtzig Kameele belastet waren. Sie hätten von dem Auf- und Niedersteigen, und von den Lasten, die sie heraufschleppten, ganz weidlich müde werden können; der Derwisch schlich auch gegen das Ende ganz langsam. Aber der habsüchtige Baba Abdalla lief das letzte Mal mit derselben Gier und Eilfertigkeit, wie das erste Mal, obgleich er weit öfter hinabgestiegen war, als der Derwisch.

Endlich waren die Kameele alle beladen, daß sie sich kaum unter der Last aufzurichten vermochten. Da ging der Derwisch noch ein Mal die Stufen hinab, und Baba Abdalla folgte ihm nach, um auch noch so viel als möglich von den kostbarsten Edelsteinen zu sich zu stecken. Der Derwisch griff aber nur nach einer goldenen Kapsel, die in einer der obern kleinern Nischen stand, und nahm aus derselben ein unscheinbares hölzernes Büchschen heraus, und steckte es zu sich. Baba Abdalla bemerkte es wohl, achtete aber in seiner Habgier gar nicht darauf.

Als sie heraufkamen, schob der Derwisch wieder die beiden steinernen Thürflügel zusammen, machte aus den verglimmenden Kohlen wieder ein Feuer an, und streute einige von den schwarzen Rauchkörnern darein. Da erhob sich wieder der schwarze dicke Rauch, wie vorher, und verdunkelte, wie eine dichte Nebelwolke, das ganze Thal. Und als der Rauch nun verflogen war, stand wieder die kahle, steile Felswand an der Stelle der Thür.

Sie zogen nun wieder durch den engen Eingang des Thales hinaus, und als sie in's Freie kamen, theilten sie die Kameele in zwei Haufen, und warfen das Loos. Jeder trieb seine vierzig

Kameele nun vor sich her, und als sie auf die Straße kamen, die von Bagdad nach Balsora führte, nahmen sie Abschied von einander. Baba Abdalla dankte dem Derwisch, und umarmte ihn, als seinen größten Wohlthäter. Der Derwisch zog gegen Balsora, Baba Abdalla aber schlug den Weg gegen Bagdad ein.

Kaum waren sie aber eine kleine Strecke von einander, so regte sich der Neid und die Habsucht in Baba Abdalla's Herzen. „Was will der Derwisch," sprach er bei sich selbst, „mit so vie„len Reichthümern thun? Er könnte wohl noch etliche von die„sen Kameelen abgeben. Er kann ja die verborgene Felsenthür „immer wieder öffnen, und noch weit mehr Schätze holen, als „er schon hat; denn diese Vorräthe scheinen unerschöpflich. Wenn „er sich nun aber nach einiger Zeit seine vierzig Kameele noch „einmal belastet, dann hat er ja weit mehr, als ich. Dafür „muß ich aber Ersatz haben! Nein, nein, er muß noch etliche „abgeben!" Er ließ seine Kameele sogleich halten, und kehrte um, und lief dem Derwisch nach.

„He!" schrie er, „he, Bruder Derwisch! Haltet doch ein„mal noch ein wenig! Ich habe Euch noch ein Wörtchen zu „sagen." Der Derwisch hielt stille, und fragte ihn, was er wolle. „Ach," antwortete Baba Abdalla, „es fiel mir ein, daß „Ihr als ein gottseliger frommer Mann wohl noch nicht viel „Umgang mit Kameelen gehabt habt, und sie wohl nicht zu füh„ren versteht. Je größer da der Haufe ist, je schlimmer ist's, „mit dem Viehe auszukommen. Und ich fürchte in der That, „daß Ihr nicht im Stande seyd, sie alle zu bändigen. Gebt „mir noch zehne davon. Die übrigen dreißig werden Euch noch „warm genug machen."

Ganz gutmüthig antwortete der Derwisch: „Es ist wahr. „Ich habe das nicht bedacht. Ich danke Euch für Eure Besorg„niß. Nehmt darum noch zehn zurück, und zieht in Frieden „hin." Baba Abdalla wählte sich zehen, die ihm am schwersten beladen schienen, und wollte sie zu den übrigen treiben. Indem sprach aber seine Habsucht in seinem Herzen: „Er gibt so be„reitwillig die zehn Kameele ab; gewiß hätte er auch noch zehn „mehr abgegeben, wenn du ihn nur darum gebeten hättest." Er rief darum dem Derwisch noch einmal zu: „Hört, lieber Bru„der, ich fürchte, auch die dreißig Kameele sind für einen Mann, „wie Ihr, noch zu viel. Ihr seyd ein solches Geschäfte nicht „gewohnt, und würdet Euch nicht zu helfen wissen. Ich weiß, „wie mir's anfänglich ging. Freilich jetzt ist mir's eben so leicht, „hunderte zu führen, als ob ich eines führte. Ihr werdet eine „große Last los, wenn Ihr mir noch zehn abgebt. Die übrigen „zwanzig tragen noch Schätze genug für Euch, und Ihr werdet „mit ihnen schon Eure liebe Noth kriegen."

Der Derwisch antwortete ganz ruhig: „Ich glaube Euch, „daß Ihr's gut mit mir meint. Ihr mögt wohl ganz Recht

„haben. Nehmt Euch noch zehn; ich will dann sehn, ob ich „mit den übrigen zwanzig Kameelen fortkommen kann."

Baba Abdalla wählte sich also noch zehn Kameele aus, und wollte sie eben wegtreiben; da fiel ihm wieder ein, vielleicht hätte ihm der Derwisch auch noch zehn Kameele überlassen, und sich mit den übrigen begnügt. Er wandte sich daher nochmals zu ihm und sprach: „Ich möchte Euch wohl rathen, noch zehn „abzugeben; denn ich sehe voraus, daß Ihr mit dieser großen „Zahl nicht auskommen werdet. Ich sage Euch dies gewiß nicht „aus Eigennutz, sondern aus purer, klarer Liebe zu Euch." Und der Derwisch willigte auch da wieder gutmüthig ein, und ließ ihn noch einmal die Hälfte von seinen übrigen zwanzig Kameelen auswählen.

Aber eben dadurch ward Baba Abdalla's Habsucht nur noch mehr gereizt. Er umarmte den Derwisch, und küßte ihn, und beschwor ihn, er möchte doch nur seine Wohlthat vollständig machen, und ihm die letzten zehn Kameele auch noch überlassen. „Seht," sprach er, „Ihr macht mich dadurch zu Euerm ewigen „Schuldner. Meine achtzig Kameele habe ich mir alle mit sauerm „Schweiße auf manchem Karawanenzuge einzeln erworben, und „jedes erinnert mich an eine andere Reise, an andere Mühselig„keiten. Darum wird mir's so schwer, mich von einem zu tren„nen. Erbarmet Euch, und laßt mir sie alle. Ihr seyd zu gut „und zu edel, als daß Ihr mir eines davon rauben solltet. Und „die Schätze, die sie tragen, könnt Ihr ja doch nicht brauchen. „Ihr habt ja bei dem Eintritte in Euer Kloster auf die Herr„lichkeiten der Erde Verzicht geleistet, und beständige Armuth „gelobt. Was sollen Euch da diese Schätze helfen?"

„Wenn Euch so sehr viel daran liegt," antwortete der Derwisch, „so nehmt sie meinetwegen alle hin. Ihr kommt dadurch „nun in den Besitz eines außerordentlichen Vermögens; wen„det es aber gut an, und vergeßt nicht, daß Gott Euch eben „so leicht wieder Alles nehmen kann, wie er es Euch durch mich „hat geben lassen. Besonders seyd wohlthätig gegen die Armen, „und glaubt mir, daß sie gerade um der Reichen willen in der „Welt sind. Gott will Euch durch sie Gelegenheit geben, zu „beweisen, daß Ihr auch Liebe zu Euern Mitmenschen habt, „und nicht aus Habgier und Eigensucht Euer Herz bei ihrem „Elende verschließt."

Baba Abdalla versprach, seinem Rathe zu folgen, umarmte den Derwisch noch einmal mit großer Dankbarkeit, wünschte ihm Glück auf seine Reise, und trieb dann alle seine Kameele zusammen weg. Indem er aber so hinzog, überlegte er, wie der Derwisch nun so bereitwillig gewesen war, ihm alle seine Kameele zu überlassen, da er doch vorher so bestimmt auf der Theilung in zwei gleiche Hälften bestanden hatte. Da fiel ihm ein, daß der Derwisch zuletzt noch das hölzerne Büchslein zu sich

gesteckt hatte, und dachte bei sich: „Gewiß enthält dies eine „Kostbarkeit, die weit über alle Schätze geht, die er mir über„lassen hat.“ Seine Habsucht ließ ihm keine Ruhe, und schon fing er an, den Derwisch um dieses Büchslein zu beneiden. Da kehrte er noch einmal um, und rief dem Derwisch zu, und holte ihn ein.

„Lieber Bruder Derwisch,“ sprach er, „Ihr müßt mir noch „einen Gefallen thun, ehe ich mich ganz von Euch trennen „kann. Ich bemerkte, daß Ihr zuletzt alle Kostbarkeiten liegen „ließt, und nur ein kleines, unscheinbares Büchslein zu Euch „stecktet. Nun plagt mich die Neugierde, zu wissen, was in „dem Büchslein seyn mag, daß ich noch einmal umkehren mußte. „Gewiß enthält es eine große Seltenheit.“

„Ach, nein!“ antwortete der Derwisch. „Es ist nur ein „wenig Salbe darin.“ Da Baba Abdalla darüber ungläubig verwundert den Kopf schüttelte, zog der Derwisch lächelnd das Büchschen heraus, und sagte, indem er es öffnete und hinhielt: „Ueberzeugt Euch nun selbst.“ Aber Baba Abdalla meinte, der Gebrauch dieser Salbe müßte vielleicht von erstaunenswürdiger Wirkung seyn.

„Allerdings!“ antwortete der Derwisch; „denn wenn man „sich von dieser Salbe ein wenig um das linke Auge streicht, so „sieht man alle verborgenen Schätze der Erde; bringt man aber „ein wenig von der Salbe an das rechte Auge, so erblindet „man sogleich an beiden Augen.“

Als Baba Abdalla das hörte, bat er den Derwisch inständig, er möchte ihm doch ein wenig von der Salbe um das linke Auge streichen. Der Derwisch war bereit. Er hieß ihn das Auge schließen, und bestrich es ihm mit der Salbe, und als er es wieder öffnete, sah er eine Menge von unterirdischen Gängen und Gemächern, mit den kostbarsten Dingen angefüllt, daß er ganz entzückt ward über diesen Anblick, und in seiner Freude dem Derwisch einmal um's anderemal um den Hals fiel, und ihn küssete.

Da sprach der Derwisch: „Es freut mich, daß ich Euch so „zufrieden gestellt habe. Nun bitte ich Euch aber, fordert nichts „weiter von mir. Ich kann Euch nichts abschlagen, und viel„leicht bittet Ihr zunächst um etwas, das Euch schädlich seyn „würde.“ Baba Abdalla glaubte aber nicht an die Warnung, und hoffte, wenn ihm beide Augen mit der Salbe bestrichen würden, noch viel größere Schätze zu sehen. Denn er meinte, der Derwisch habe ihm nur aus Neid so gedroht, daß man blind dadurch werden könnte. Darum sprach er: „Nur noch eine „Bitte hab' ich, und die müßt Ihr mir auch noch gewähren. „Streicht mir auch ein Bischen von der Salbe um mein rech„tes Auge. Ich bitte, schlagt mir das nicht ab.“

„Besteht nicht auf dieser Bitte,“ antwortete der Derwisch. „Ich habe Euch wohlmeinend gewarnt.“ Baba Abdalla ward

aber dadurch nur noch mehr in seiner Meinung bestärkt, und war fest überzeugt, er werde noch weit mehr verborgene Schätze, vielleicht auch zukünftige Dinge vorhersehen, wenn ihm auch das rechte Auge mit der Salbe bestrichen würde. Darum sprach er: „Ich sehe wohl, Ihr haltet mich für sehr einfältig, daß Ihr „mir gern bange machen wollt; aber ich kann durchaus nicht „glauben, daß diese Salbe so verschiedenartig wirken sollte." Da ihn der Derwisch immer noch warnte, und ihm vorstellte, welch großes Unglück die Blindheit wäre, und daß er ihm nach den Wohlthaten, die er ihm erwiesen habe, unmöglich nun ein so großes Unglück bereiten könnte; ward Baba Abdalla immer noch dringender, und sprach: „Eben weil Ihr mir schon so viel „Gutes erwiesen habt, macht nicht, daß wir uns jetzt um die„ser letzten Bitte willen in Unfrieden trennen. Es mag auch „daraus entstehen, was da wolle, ich will's Euch nicht zuschrei„ben. Thut's auf meine Gefahr."

Der Derwisch widersetzte sich immer noch, aber Baba Abdalla bestand beharrlich auf seiner Bitte, bis er endlich ein wenig von der Salbe auf den Finger nahm, und ihn noch einmal ernstlich fragte: „So wollt Ihr denn durchaus blind werden?" „Ja, blind werden!" rief Abdalla ganz hastig, indem er ihm das geschlossene rechte Auge entgegen wendete. „Streicht nur „zu! Streicht nur zu!"

Da fuhr ihm der Derwisch mit der Salbe über den rechten Augendeckel, und er öffnete schnell und begierig seine Augen. — Aber — armer Baba Abdalla! — Er war ganz blind, und sah nur schwarze Finsterniß. Er schlug sich mit den Fäusten vor die Stirne, er zerraufte sich die Haare, und Thränen floßen aus seinen blinden Augen. „O verfluchte Habsucht!" rief er, „in „welches Unglück hast du mich gestürzt!" Darauf warf er sich auf die Knice, und hob flehend die Hände auf, und sprach: „O „lieber Bruder Derwisch, wißt Ihr denn kein Mittel, mich zu „retten? Ihr seyd so gutmüthig gegen mich gewesen; o, er„barmt Euch meiner nur noch ein einziges Mal, und gebt mir „mein Gesicht wieder."

Aber der Derwisch sprach entrüstet mit ernster Stimme: „Nein, elender, habsüchtiger Mensch! ich weiß zwar manche „Geheimnisse; aber mir ist kein Mittel bekannt, dir das Gesicht „wieder zu geben. Du wolltest dich nicht warnen lassen. Trage „nun, was du dir selbst zugezogen hast. Gott hatte dir große „Reichthümer beschert; du warst derselben aber nicht würdig. „Darum nimmt er dir sie wieder durch mich, daß ich sie andern „Menschen gebe, die nicht durch ihre Habsucht zum Undank „verleitet werden."

Er trieb hierauf die Kameele zusammen, und setzte seinen Weg nach Balsora fort. Und wie sehr auch Baba Abdalla weinend und jammernd ihm nachrief, und wie flehentlich er ihn bat,

lith. P. Schnorr

Zu der Geschichte von dem blinden Baba Abdalla.

er möchte ihn doch nicht verlassen liegen lassen, sondern zur nächsten Karawane führen; — der Derwisch kehrte sich nicht daran. Bald hörte Abdalla nur noch von ferne den Huftritt seiner Kameele — und bald verlor sich auch der leiseste Laut davon, und es war still und dunkel um ihn her, als läge er im Grabe. Die Nacht kam, und er merkte nicht, daß es Nacht war; der Tag kam wieder, und die Sonne schien, und er merkte nicht, daß es Tag worden war. Der Hunger quälte ihn; aber seine Verzweiflung war noch größer, als sein Hunger.

Da hörte er endlich wieder den Fußtritt von Kameelen, und näher und näher ertönten auch einzelne Stimmen. Sie waren endlich ganz nahe bei ihm, er erkundigte sich, und es war eine Karawane, die von Balsora nach Bagdad zurückzog. Aus Barmherzigkeit ward er mitgenommen, und kam so nach Bagdad zurück. Da er aber mit seinen Kameelen sein ganzes Vermögen verloren hatte, und nun in seiner Blindheit seinen Unterhalt auf keine Weise zu verdienen wußte, mußte er sein Brod erbetteln.

Darum ließ er sich täglich von einem armen Knaben an die Brücke leiten, welche über den Tigris führt, und die auf beiden Seiten des Stromes liegenden Theile der Stadt verbindet. Weil dies die einzige Brücke ist, wurde sie beinahe nie von Menschen leer. Er saß immer an dem einen Ende der Brücke, und der arme Knabe stand bei ihm, und sagte ihm, wenn wohlhabend gekleidete Leute vorbei kamen. Dann rief er sie immer mit lauter Stimme um ein Almosen an, und da er immer dabei sagte, daß er blind sey, erbarmten sich viele Vorübergehende, und gaben ihm reichliche Almosen, wovon er seinem Führer, dem armen Knaben, täglich seinen Theil überließ.

Damit er aber stets an seine Habsucht und an seinen Undank erinnert würde, wodurch er sich um die großen Wohlthaten des Derwischs gebracht hatte, bat er jeden, der ihm ein Almosen gegeben hatte, um einen Backenstreich, und gab das Almosen lieber zurück, oder warf es von sich in den Fluß, wenn ihm einer seiner Wohlthäter den Backenstreich durchaus verweigerte.

So saß er schon etliche Monate täglich an der Brücke. Da sagte ihm sein Führer eines Abends, es näherten sich zwei wohlgekleidete fremde Kaufleute. Als sie nahe waren, rief er: „Bedenkt den armen blinden Baba Abdalla! Gott wird Euch auch „Eure Geschäfte dafür tausendfach segnen." Bei diesen Worten ging der eine der Kaufleute sogleich herzu, und gab ihm ein Goldstück. Baba Abdalla faßte aber schnell seine Hand, und sprach: „Lieber Herr, macht das Maaß Eurer Güte nun voll, „und gebt mir auch einen Backenstreich."

Der Fremde weigerte sich, und sprach: „Meinst du, ich „wollte mir durch diese kleine Gabe das Recht erkaufen, dich zu „mißhandeln?" und wollte sich von ihm wenden. Baba Abdalla

hielt ihn aber nun noch fester, und bat nun noch dringender, er möchte ihm doch die Liebe erweisen, und ihm den Backenstreich geben, weil er sonst sein Geschenk nicht behalten dürfe. Der Fremde sah, daß er hartnäckig darauf beharrte, und wollte sich nicht länger aufhalten. Darum gab er ihm einen leichten Streich auf den Backen, und ging mit seinem Begleiter von dannen.

Am andern Tage kamen aber einige von den Wächtern des Serails oder des Schlosses des Kalifen, und geboten dem blinden Baba Abdalla, ihnen zu dem Kalifen zu folgen. Bestürzt ließ er sich von ihnen nach dem Schlosse führen, und warf sich nieder, als man ihm sagte, er stehe vor dem Kalifen Harun Alraschid, und berührte mit dem Angesichte die Erde.

Als er sich wieder aufrichtete, sprach Harun Alraschid: „Ich „ging gestern Abend über die Brücke, und gab dir ein Almosen. „Warum begehrtest du so hartnäckig einen Backenstreich?“

„Gott gebe dem Beherrscher der Gläubigen so gewiß ein langes Leben,“ antwortete Baba Abdalla, „als ich gestern nicht „wußte, wer es war, der mir Almosen gab. Wie sollte ich sonst „die Kühnheit gehabt haben, ihn darum zu bitten, und ihn so „in seinem Gange aufzuhalten. Der Knabe, der mich führt, „sagte mir, es kämen zwei Kaufleute, und jetzt erkenne ich zu „meinem Schrecken die Stimme Eurer Majestät für die Stimme „des Mannes, der mir ein so reichliches Almosen gab, und nach„her den Backenstreich verweigerte. Darum bitte ich um Gnade „für mein Vergehen.“

„Das laß dich nicht kümmern, Baba Abdalla,“ antwortete der Kalif. „Ich gehe oft mit meinem Großwessir Giafar in „mancherlei Verkleidungen durch die Stadt und die Umgegend, „um mich zu überzeugen, ob überall Ordnung herrscht, wie „meine Unterthanen leben, und was ich zu ihrem Glücke beitra„gen kann. Was mir in solchen Verkleidungen auf meinen „Gängen begegnet, strafe ich nicht als Herrscher, und jedes „Vergehen gegen meine Person ist zum Voraus schon verge„ben. — Aber wissen muß ich, was dich zu einem solchen Be„tragen veranlaßte. Darum erzähle mir deine Geschichte.“

Baba Abdalla erzählte ihm die Geschichte von dem Derwisch. Als er geendigt hatte, sprach der Kalif: „Deine Sünde ist zwar „sehr groß. Da du sie aber erkennst, und bisher öffentlich da„für gebüßt hast, so gebiete ich dir, deine Buße künftig nur im „Stillen für dich selbst fortzusetzen, und Gott um Vergebung „deiner Sünde anzurufen. Damit du dies ungestört kannst, „soll dir mein Schatzmeister täglich vier Silberdrachmen zu dei„nem Lebensunterhalte reichen.“

Baba Abdalla warf sich noch einmal vor dem Throne des Kalifen auf die Erde nieder, und dankte ihm für seine Gnade. Er brachte sein übriges Leben in stiller Abgeschiedenheit zu, betete mit aufrichtiger Reue täglich zu Gott um Vergebung sei-

ner Sünden, und starb endlich als ein gebesserter, Gott ergebener Mensch.

V.

Geschichte von dem jungen Könige Zein Alasnam und dem Könige der Geister.

In Balsora, das auch Bassora und Basra genannt wird, herrschte vor Zeiten ein weiser und sehr reicher König. Dieser versammelte eines Tages alle Sterndeuter seines Landes an seinem Hofe, und zeigte ihnen sein ganz kleines Söhnlein, das er Zein Alasnam genannt hatte, das ist in deutscher Sprache Zierde der Bildsäulen. Als sie alle das Knäblein betrachtet hatten, sagte er ihnen den Tag und die Stunde seines Alters an, und sprach: „Gehet nun hin, und forschet in den „Sternen nach des Kindes künftigen Schicksalen, und berichtet „mir, was ihr erkundet." Da gingen die Sterndeuter von dannen, und versprachen am nächsten Neumonde wieder zu kommen.

Am ersten Tage des Neumonds kamen die ältesten und weisesten der Sterndeuter wieder vor den König, und der König fragte sie: „Was habt ihr in den Gestirnen gelesen von dem „Leben und den Schicksalen des Prinzen Zein Alasnam, mei„nes Sohnes? Verkündet mir Alles, so Gutes als Böses."

Da sprachen die Sternkundigen: „Wir haben in den Ster„nen gelesen, der junge Prinz wird ein hohes Alter erreichen, „und Heldenmuth wird seine Thaten bezeichnen. Aber er wird „seinen Heldenmuth auch bedürfen in seinem Leben; denn man„cherlei Unglücksfälle stehn ihm bevor. Doch führen sie alle zu „einem guten Ende."

Aber der König wurde nicht bestürzt durch ihre Weissagungen, sondern sprach: „Wird er tapfer, so ist er nicht unglück„lich zu nennen. Es schadet nicht, wenn Fürsten auch die Noth „kennen lernen, die oft ihre Unterthanen drückt. Sie regieren „ihr Land dann um so besser." Er beschenkte die Sterndeuter reichlich, und ließ sie von sich. Den jungen Prinzen ließ er aber mit aller Sorgfalt erziehen, und gab ihm die weisesten Lehrer.

So wuchs Zein Alasnam heran, und ward ein schöner verständiger Jüngling. Aber plötzlich wurde der alte König von einer heftigen Krankheit befallen. Die Aerzte wandten alle Kunst und Sorgfalt an; allein er ward von Tag zu Tage schwächer, und fühlte, daß sein Tod nahe war. Da ließ er seinen Sohn zu sich rufen, und vermahnte ihn nochmals zur Tugend, und gab ihm allerlei gute Lehren. „Besonders," sprach er, „rathe „ich dir, mein Sohn, sey nicht gleichgültig gegen dein Volk;

„suche dir seine Liebe zu erhalten, und hüte dich, daß du seinen „Haß nicht verdienest. Gib den Schmeichlern nicht Gehör, und „ehre Jeden, der dir offen und ehrlich seine Meinung sagt, auch „wenn sie nichts zu deinem Lobe enthält. Willst du belohnen „oder bestrafen, so übereile dich nicht, daß du nicht nach dem „Scheine handelst, und vielleicht den Guten bestrafest, und den „Bösen belohnest."

Bald nach diesen Vermahnungen starb der alte König, und sein Sohn Zein legte Trauer an, und ließ ihn prächtig begraben. Sieben Monate trug er die Trauer; am achten bestieg er erst den Thron, und übernahm das Reich und die Schatzkammer seines Vaters.

Als aber die Diener seines Hofes sich in Demuth vor ihm neigeten, und seine Unterthanen ihm huldigten; als Jedermann ihm gefällig zu seyn strebte, und seinen Wünschen mit der Erfüllung zuvorzukommen trachtete; als die Schmeichler seine unbedeutendsten Handlungen mit ihrem Lobe erhoben, und Niemand es wagte, seine Mißbilligung auszusprechen, wenn er irrte, sondern Viele ihn sogar in seinen Irrthümern bestärkten; als ihm auf einen Wink alles zu Gebote stand, was seinen Augen gefiel oder seiner Zunge schmeckte; — da vergaß er seines Vaters weise Lehren, und vergaß seine Pflichten gegen sein Volk. Er that nicht, was er sollte, sondern was er wollte; er besetzte die höchsten Aemter mit jungen Leuten, die mit ihm aßen und tranken, und spielten; er verschwendete die Schätze seiner Schatzkammer, bekümmerte sich um nichts mehr in seinem Lande, und so kam es, daß in kurzer Zeit die größeste Unordnung darin herrschte. Die Unterthanen fingen an zu murren, und es war nahe daran, daß sie ihren leichtsinnigen König aus dem Lande jagten.

Aber die Mutter des jungen Königs lebte noch. Diese war eine tugendvolle verständige Frau. Sie hatte bisher in großer Trauer über den verstorbenen König, ihren Gemahl, gar nicht darauf geachtet, wie ihr Sohn das Land und die Regierung verwahrlosete. Kaum hörte sie aber durch einen alten treuen Diener des vorigen Königes, welche Gefahr ihrem Sohne drohete, so ging sie zu ihm, und erinnerte ihn an die letzten Lehren seines Vaters, und hielt mit ihren Bitten und Vorstellungen an, bis ihr Sohn in sich ging. Er erschrak, als er sah, welche Gefahr seiner Regierung und seinem Leben drohete, und daß er seine Schatzkammer schon gänzlich ausgeleert hatte. Er beschloß von Stund an, ein anderes Leben zu führen, sein Land besser zu regieren, und alles zu thun, um die Liebe seines Volkes zu gewinnen. Darum setzte er mehrere alte, wohlerfahrene und geprüfte Greise in die obersten Aemter ein, und handelte in allen Stücken nach ihrem Rathe. Dadurch wurde das Volk bald wieder besänftigt, und er brauchte für seine Krone und sein Leben nicht mehr zu fürchten.

Aber doch blieb er in einer tiefen Schwermuth versunken, und bereuete unaufhörlich seine Thorheit. Da erschien ihm des Nachts einmal im Traume ein ehrwürdiger Greis mit kahlem Haupte und silberweißem Barte in einem langen scharlachrothen Gewande. Um den Leib trug er einen schwarz sammetnen Gürtel mit silbernen Sternen, und in der Hand hielt er einen Stab von schwarzem Ebenholz mit fremdartigen Buchstaben von Perlenmutter eingelegt. Er kam mit ernstem, aber freundlichem Gesichte auf den König Zein Alasnam zu, und redete ihn an: „O Zein, wie die schönste der Blumen, die Rose, nur aus dem „dornigen Strauche erblühet, so folgt das schönste Glück oft erst „aus vielfachen Leiden. Willst du das Ende deiner Betrübniß „sehen, so reise nach Aegypten; in Kairo wartet dein ein großes „Glück.“ Nach diesen Worten verschwand der Greis.

Als der junge König am andern Morgen erwachte, erzählte er diesen Traum seiner Mutter. Diese lachte aber, daß er sich mit einem Traume so ernsthaft beschäftigen könne, und sprach im Scherze zu ihm: „Nun, und hast du nicht Lust, um des „schönen Traumes willen nach Kairo zu reisen?“ Der König behauptete aber mit vollem Ernste, nicht alle Träume seyen nichtig, und gerade sein Traum müsse eine Bedeutung haben; die Erscheinung des Greises seye ihm so übernatürlich vorgekommen, daß er fest entschlossen wäre, seiner Einladung zu folgen. Seine Mutter mochte dagegen sprechen, so viel sie wollte, er ließ sich nicht von seinem Vorsatze abbringen. Noch an demselben Tage übergab er ihr die Regierung seines Reiches, und ritt in der nächsten Nacht ganz ohne Begleitung zur Stadt hinaus.

Seine Reise nach Kairo war sehr mühselig und beschwerlich. Als er in die Stadt einritt, bewunderte er ihre Größe und die Pracht der Gärten und der Gebäude. — Da er sehr ermüdet war, stieg er bei einer Moschee ab, band sein Pferd an, und legte sich in einem Bogengange nieder, um ein wenig zu ruhen. Aus allzugroßer Müdigkeit schlief er aber bald ein. Da erschien ihm wieder im Traume derselbige ehrwürdige Greis, und sprach zu ihm: „Ich bin zufrieden mit dir, mein Sohn, daß du mir „folgtest, und dich nicht durch die Beschwerlichkeiten abschrecken „ließest, diese große Reise zu machen. Ich habe mich nun über„zeugt, daß du Muth und Beharrlichkeit besitzest, und will dich „zum reichsten Könige der Welt machen. Kehre nur nach deinem „Reiche zurück, in deinem Palaste wirst du unglaubliche Schätze „finden.“ Nach diesen Worten verschwand der Greis wieder.

Aber der junge König war nicht zufrieden mit diesem Traume, als er erwachte. Er ärgerte sich sehr, daß er diese weite Reise vergebens gemacht hatte, und beschloß, sogleich wieder nach Hause zurückzukehren. In seinem Verdrusse sah er sich auch nicht weiter in der Stadt um, sondern stieg sogleich zu Pferde, und ritt noch am nämlichen Abende wieder zur Stadt hinaus.

Er hatte dabei nur den einzigen Trost, daß er nur allein seiner Mutter von dem Traume erzählt hatte, und so doch nicht fürchten mußte, von seinen Unterthanen verlacht zu werden.

Glücklich kam er nach manchen überstandenen Widerwärtigkeiten wieder in Balsora an. Seine Mutter spottete seiner nicht, sondern tröstete ihn um seiner fehlgeschlagenen Hoffnung willen mit mütterlicher Schonung und Liebe.

In der ersten Nacht nach seiner Rückkehr erschien ihm aber der ehrwürdige Greis mit dem silberweißen Barte zum dritten Male im Traume, und sprach zu ihm: „O heldenmüthiger Zein! „die Zeit deines Glückes ist endlich nahe. Sobald du morgen „aufgestanden bist, nimm eine Hacke, und erbreche damit den „geplatteten Boden des Gemaches, das der vorige König, dein „Vater, bewohnte; du wirst daselbst einen großen Schatz finden."

Sobald der König erwachte, eilte er zu seiner Mutter, und erzählte ihr mit großer Hastigkeit den Traum. „Sonderbar!" sagte sie, „der alte Herr in seinem Scharlachmantel will dich „ja gar nicht in Ruhe lassen. Nicht genug, daß er dich schon „zweimal getäuscht hat, — du sollst ihm auch noch zum dritten Male glauben."

„Nein, Mutter," sprach Zein Alasnam etwas beschämt, „ich glaube ihm nicht. Indessen will ich doch zum Spasse den „Boden des Gemaches aufbrechen."

„Nun, nun," versetzte die Mutter, „mich tröstet bei dieser „Gelegenheit nur das, daß es nicht so schwer ist, einen Fußboden aufzubrechen, als nach Kairo zu reisen. Nimm du meinetwegen immerhin eine Hacke, und grabe das ganze Gemach „durch, die Bewegung wird dir wenigstens eine bessere Eßlust „für den Mittag verursachen, und das ist auch ein Gewinn."

Dieser Spott verdroß aber den jungen König, und er sprach in großem Eifer: „Und ich glaube nun doch an meinen Traum! „diese drei Träume hängen ganz gut unter einander zusammen: „zuerst träumte mir, ich sollte nach Kairo gehn, ein großes „Glück warte dort auf mich — der Befehl war eine Probe, und „daß ich diese Probe bestand und bewährt befunden wurde, das „ist es ja eben, dieses große Glück. Hierauf ward mir angekündigt, ich sollte wieder nach Hause zurückkehren — ich that es, „und sogleich wird mir hier gezeigt, wo ich den großen Schatz „zu suchen habe. Das hängt ja alles ganz klar und vernünftig „zusammen. Darum soll mich auch kein Spott abhalten, so„gleich hinzugeben, und den versprochenen Schatz zu suchen."

Mit diesen Worten verließ er das Gemach der Königin, ließ sich eine Hacke geben, und verschloß sich in dem Gemache, das sein Vater in seinem Leben bewohnt hatte. Er brach sogleich in der Mitte des Fußbodens einige der Marmorplättchen heraus, womit er belegt war; aber es machte ihm viele Mühe, denn sie waren fest eingekittet. Er grub weiter nach, fand aber

nichts. Nun brach er die Marmorplatten in einer Ecke auf, fand aber auch hier nichts. Er ging an die zweite Ecke, und fand wieder nichts; er brach auch in der dritten auf, und abermals vergeblich. Da setzte er sich müde und verdrüßlich nieder und ruhete. Er fürchtete, seine Mutter könnte doch Recht haben, und er möchte von ihrem Spotte noch mehr leiden müssen, wenn er ihr eingestehe, daß er den schönen Marmorboden vergebens verdorben, und so manchen Schweißtropfen vergeblich bei der Arbeit vergossen habe. Um aber doch alles gethan zu haben, ging er auch an die letzte Ecke. Bei dem ersten Schlage, den er dort mit seiner Hacke that, brach ein Marmorplättchen zusammen, das nicht, wie die andern, fest eingekittet war, sondern ganz hohl lag. Er legte die Stücke mit den Händen bei Seite, und entdeckte unter denselben ein stählernes Hängschloß. Er brach die andern Plättchen rings umher weg, und fand einen großen weißen Deckelstein, der nur von dem Hängschlosse verschlossen wurde. Da er keinen Schlüssel dazu hatte, schlug er es mit seiner Hacke los, und hob an einem stählernen Ringe den Deckelstein auf. Zu seiner Freude sah er, daß sich ein Gang öffnete, in welchen Stufen von weißem Marmor hinabführten.

Er zündete sogleich eine Kerze an, und stieg die Marmorstufen hinunter. Hier kam er in ein dunkles Gemach, das mit chinesischem Porzellan geplattet war. Die Wände und die Decke waren von geschliffenem Krystall, und rings um die Wände zog sich von dem schönsten schwarzen Marmor eine Brüstung hin, auf welcher vierzig große Urnen aus rothem ägyptischen Marmor standen. „Ei," dachte er, „in diesen Urnen ist gewiß von „dem köstlichsten Weine. Der mag ein schönes Alter haben." Indem deckte er eine der Urnen auf, und siehe! sie war mit lauter neuen Zechinen gefüllt. Er untersuchte die andern Urnen, und in jeder fand er einen großen Schatz an neuen Goldmünzen.

Da konnte er seine Freude nicht mehr mäßigen. Er griff hinein, und faßte eine Handvoll von den neuen Zechinen, und lief mit frohlockender Miene zu seiner Mutter. Sie freute sich mit ihm, als er ihr sein Glück erzählte, und warnte ihn, diese Reichthümer nun nicht auch zu verschwenden, wie er den Schatz in der Schatzkammer verschwendet hätte. Hierauf ließ sie sich von ihm in das unterirdische Gemach führen.

Sie betrachtete alles mit dem größten Erstaunen, und begriff nicht, wie ihr Gemahl, der verstorbene König, das alles ohne ihr Wissen machen lassen konnte. Indem sie so aufmerksam umhersah, bemerkte sie ganz verborgen hinter einer größern Urne eine kleinere. Sie hob den Deckel auf, und fand einen goldenen Schlüssel darin. „Mein Sohn," sprach sie, indem sie dem jungen Könige den Schlüssel reichte, „dieser Schlüssel verschließt „gewiß noch einen weit größern Schatz."

Sie suchten lange vergebens in den Wänden umher nach

einem Schlüsselloche. Endlich entdeckte es die Königin unter der Marmortreppe. Der junge König versuchte den Schlüssel; er öffnete das Schloß, und eine schmale Thür that sich auf, aus welcher ein wunderbar heller Schein hervorleuchtete. Sie traten mit neugieriger Eile hinein. Aber wie erstaunten sie über die Pracht dieses Gemaches! Der Boden war mit grünem Marmor geplattet, jede Wand bestand aus einer einzigen geschliffenen Tafel von Malachit, und die Decke schien von einem Stücke Lasur gebildet zu seyn. In einem Kreise aber umher standen acht Fußgestelle von gediegenem Golde, und auf jedem stand eine Bildsäule, die war aus einem einzigen Diamante geschnitten. Und obgleich kein Licht in dem Gemache brannte, und kein Fenster da war, durch welches das Tageslicht hätte herein scheinen können, so war das ganze Gemach doch hinlänglich von dem blendenden Lichte beleuchtet, das von den diamantenen Bildsäulen ausstrahlte. In der Mitte der acht Bildsäulen stand aber noch ein leeres goldenes Fußgestell. Zein Alasnam trat hinzu, und fand auf demselben ein weißes Stück Atlas, das mit güldenen Buchstaben beschrieben war. Er las folgende Worte:

„Mein Sohn! diese acht Statuen habe ich nur mit großer „Mühe erworben. Sie sind von seltener Schönheit; aber doch „ist ihre Schönheit nicht zu vergleichen mit der Schönheit der „neunten Bildsäule von rosenrothem Diamant. Willst du sie „haben, so gehe nach Aegypten, und frage in Kairo nach meinem alten Sklaven Mobarek. Jedermann kann dir seine „Wohnung zeigen. Erzähle ihm, was dir begegnet ist, so wird „er dich sogleich für meinen Sohn erkennen, und dahin führen, „wo du diese schönste aller Bildsäulen erhalten kannst.“

Sobald er diese Schrift gelesen hatte, ging er mit seiner Mutter zurück in seine Wohnung, und ließ sogleich alle seine Wessire und Räthe zusammen berufen. Er legte seine Herrschaft feierlich in die Hände seiner Mutter, der alten Königin, empfahl ihnen das Wohl seiner Unterthanen, und reisete mit wenigen Sklaven nach Kairo ab.

Als er dort angekommen war, fragte er nach Mobarek; man zeigte ihm sein Haus. Er ließ sich durch einen Sklaven anmelden, und ward zu Mobarek in einen Gartensaal geführt. Mobarek fragte, wer er wäre. „Ich bin Zein Alasnam, der Sohn „des verstorbenen Königs von Balsora!“ antwortete der junge König. „Verzeiht,“ antwortete Mobarek, „wenn ich an Eurer „Rede zweifle. Ich diente einst dem Könige von Balsora; als „ich ihn aber vor zwei und zwanzig Jahren verließ, hatte er keinen Sohn. Soll ich Euch glauben, so müßt Ihr mir erst beweisen, daß Ihr sein Sohn seyd.“

„Ihr habt ihn schon vor zwei und zwanzig Jahren verlassen,“ erwiederte Zein Alasnam, „und ich bin erst zwanzig „Jahre alt; darum könnt Ihr freilich nicht wissen, daß ich sein

„Sohn bin. Um Euch indessen zu überzeugen, so hört meine „Entdeckungen in dem Gemache meines Vaters." Er erzählte ihm alles, was ihm begegnet war von seinem ersten Traume an bis zu der Schrift auf dem weißen Atlas, und fügte seiner Erzählung die Worte bei: „Ihr sollt den Ort wissen, wo ich die „neunte Bildsäule von rosenrothem Diamant finden kann; darum bin ich zu Euch gekommen, daß Ihr mich hinführet."

Aus dieser Erzählung erkannte ihn Mobarek für den Sohn seines Herrn, des Königs von Balsora, und warf sich vor ihm auf die Kniee, und küßte ihm die Hände und den Saum seines Gewandes. Hierauf versprach er ihm, ihn zu dem Orte zu führen, wo er die wunderbare Bildsäule finden könnte, zuvor aber sollte er einige Tage bei ihm ausruhen.

Er führte ihn sodann die Stiegen seines Hauses hinauf in einen rund gewölbten Saal, wo er den Großen von Kairo eben ein Gastmahl gab. Zein Alasnam mußte sich mit ihnen zu Tische setzen, und Mobarek bediente ihn auf seinen Knieen. Darüber wunderten sich seine Gäste, und sprachen unter sich: „Wer „ist wohl der Fremdling, daß ihn der reiche Mobarek also eh„ret?" Er aber wandte sich zu ihnen, und sprach: „Wundert „Euch nicht, meine Freunde, daß ich diesen Fremdling also „ehre. Er ist der Sohn des vorigen Königes von Balsora, des„sen Sklave ich war, und der gestorben ist, ohne daß er mir „die Freiheit geschenkt hat. Darum bin ich noch der Sklave „dieses jungen Königs."

Zein Alasnam fiel ihm aber in's Wort, und sprach mit lauter Stimme: „Mit nichten, Mobarek! Ihr seyd mein Sklave „nicht mehr, denn ich ertheile Euch hiermit Eure Freiheit. Diese „edlen Herren, Eure Gäste, sollen die Zeugen Eurer Freilassung „seyn." Da warf sich Mobarek aufs Neue vor ihm nieder, und küßte ihm seine Füße und die Erde, da er seine Füße stehn gehabt hatte, und dankte ihm aufs herzlichste für seine geschenkte Freiheit. Hierauf ließ er durch seine Sklaven Wein herein bringen, und sie tranken aus goldenen Bechern und kostbaren Muschelschalen, und waren sehr vergnügt beisammen bis an den Abend. Als aber die Gäste am Abende von ihnen gingen, reichte Mobarek jedem derselben das Trinkgefäß, aus welchem er getrunken hatte, daß er es mit sich nähme als ein Geschenk zum Andenken an den Tag seiner Freilassung.

Als Zein Alasnam des andern Tages Mobarek an sein Versprechen erinnerte, antwortete er: „Ich bin zwar bereit, Euch „an die Stelle zu geleiten, wo die kostbare neunte Bildsäule be„wahrt wird. Allein bedenket vorher, daß diese Reise mit großen „Gefahren verbunden ist." „Ich bin entschlossen," antwortete der junge König, „jeglicher Gefahr muthig entgegen zu gehen, „und alle Schrecken zu ertragen, wenn ich nur die Hoffnung „haben kann, die neunte Bildsäule zu gewinnen."

„Es ist möglich, daß wir von dieser Reise nicht wiederkeh„ren," sprach Mobarek, „deswegen ist es nothwendig, daß wir „uns nach den Vorschriften unseres Gesetzes zuvor entsündigen „durch Waschen und Reinigen, und durch's Gebet, als bereite„ten wir uns zu unserm Tode." Sie befolgten diese Vorschriften ihres Gesetzes, und begaben sich sodann auf die Reise.

Nachdem sie einige Tage von Kairo aus gegen den Untergang der Sonne gezogen waren, kamen sie eines Abends in eine schöne fruchtbare Gegend. Sie stiegen von ihren Pferden, und lagerten sich in einem Walde von Dattelpalmen. Nachdem sie sich von den Früchten dieser Bäume gesättigt und einige Stunden geruhet hatten, versammelte Mobarek alle Sklaven, die sie bei sich hatten, und sprach zu ihnen: „Wir verlassen Euch diese „Nacht auf einige Zeit. Hier ist Speise für euch und Weide für „die Pferde. Auch unsere eigenen Pferde überlassen wir eurer „Pflege; sorgt, daß ihnen nichts mangle, und wartet auf uns, „bis wir wieder zurückkehren. Bei Todesstrafe verbiete ich euch „aber uns nachzufolgen." Die Sklaven versprachen Gehorsam.

Um Mitternacht ging Mobarek mit Zein Alasnam im Vollmondscheine durch den Dattelwald hin. Als sie das Ende des Waldes erreicht hatten, sprach Mobarek: „Wir sind dem Orte „nun schon nahe. Macht Euch nun auf die Gefahren und „Schrecken einer neuen Welt gefaßt." Sie gingen noch eine Strecke über blumige Wiesen, und kamen endlich an das Ufer eines großen Sees. Sie setzten sich nieder. Es war todtenstill; die Fläche des Sees lag ruhig vor ihnen; keine Welle hob sich darauf; kein Lüftchen bewegte sich; kein Vogel ließ seinen Gesang hören; kein lebendes Geschöpf gab einen Laut von sich; — es schien, als sey hier alles Leben erstorben, und als wären sie die einzigen lebenden Wesen in der Welt. Der Mond spiegelte sich in dem Grunde des Sees, und schien eben so hell und klar aus der Tiefe herauf, als aus der Höhe herunter. Sie saßen eine Zeitlang eben so still und schweigend, und Zein Alasnam hatte nicht den Muth, das Schweigen durch eine Frage zu unterbrechen.

Endlich sprach Mobarek: „Wir müssen über diesen See." „Sollen wir hinüber schwimmen?" fragte Zein Alasnam mit leiser Stimme. „Wir fahren hinüber," antwortete sein Begleiter. „Wir haben aber keine Fähre," erwiederte der junge König. „Die Fähre wird kommen, eine köstliche Gondel," antwortete Mobarek; „aber ein wundersamer Bootsmann wird sie „führen. Doch hütet Euch, einen Laut der Verwunderung von „Euch zu geben, wenn Euer Leben Euch lieb ist. Denn beim „ersten Worte versinkt die Gondel in die Tiefe des Sees." „Ich „werde mich wohl hüten!" antwortete der junge König.

Da sahen sie es auf einmal von jenseits herüber kommen, und hörten von Zeit zu Zeit den Ruderschlag des Bootsmannes.

Und bald landete die Gondel bei ihnen an. Sie war aber gebauet von dem schönsten rothen Sandelholze, der Mast war von dem köstlichen Ambrabaume, und der Wimpel war himmelblauer Atlas. In der Gondel aber saß als Bootsmann ein Wesen, das glich keinem Menschen, und war doch auch kein Thier. Seine hohe und breite Stirne war kahl; seine Ohren hingen ihm schlappend herab bis auf die Schultern; seine Nase war sehr, sehr lang, und hing, wie ein Elephantenrüssel, über das Maul und das Kinn herab. Sein Leib aber war eher der Leib eines Tigers, als eines Menschen, und seine Hände waren Tigertatzen; seine Haut war ein Tigerfell. Seine Füße aber waren gleich den Füßen einer riesengroßen Ente.

Ehe die beiden Wanderer aber ihren Bootsmann noch recht genau betrachtet hatten, umschlang er einen nach dem andern mit seiner Rüsselnase, und setzte sie so in die Gondel. Dann setzte er sich rittlings hinten auf einen über die Fähre hinausragenden Sitz, legte seine Tigerarme ruhig auf der Brust über einander, senkte den Kopf wie halbschlafend vor sich hin, und trat bald mit seinem rechten Entenfuß in's Wasser aus, bald mit dem linken, bald mit beiden zugleich. Und so ruderte er sie in unglaublicher Schnelle über den breiten See. Sie stiegen aus, und ihr wundersamer Bootsknecht verschwand mit der Gondel.

„Nun dürfen wir reden," sprach jetzt Mobarek. „Wir sind „hier auf der Insel des Königs der Geister." Zein Alasnam fühlte sich in eine neue Welt versetzt. Er stand auf einem Rasen von den seltensten wohlriechenden Kräutern, welche die süßesten Wohlgerüche verbreiteten; überall standen Fruchtbäume, reich behangen mit den seltensten, zum Theile ganz unbekannten Früchten. Auf den Bäumen sangen rothe und blaue und gelbe Vögel mit den lieblichsten Stimmen, und flogen zuweilen ganz zutraulich herab auf ihre Schultern. Viele große buntfarbige Schmetterlinge flogen umher, und saßen auf dem Grase, und wo sie flogen, glaubte man, eine Blume habe sich losgelöst von ihrem Stengel und fliege herum, und wo sie saßen, glaubte man, eine seltene Blume sey aus dem Grase erblüht. Es war hell, wie am Tage, und es stand doch keine Sonne am Himmel und kein Mond; der Himmel war tief blau; es war kein Wölkchen am Himmel, und doch zogen drei sehr breite Regenbogen darüber hin, in der Mitte ein höherer, und auf jeder Seite ein niedrigerer.

Ganz entzückt ging Zein Alasnam an der Seite seines Begleiters durch diese Wunder hin. Bald sahen sie aber vor sich einen prächtigen Palast, der erbaut war von lauter feinen Smaragden, und sein Dach war eine hohe Kuppel, gedeckt mit Rubinen. Von den Smaragden schimmerten grüne Lichter aus, und rothe Lichter von den Rubinen, daß sie ganz geblendet wurden von dem Glanze, der von ihm ausstrahlte. Aber vor dem

Palaste standen in gleicher Entfernung sehr hohe Palmbäume mit fein gefiederten Blättern. Ihre Stämme waren so hoch, daß sie der Kuppel des Palastes gleich kamen; aber über der Kuppel neigten sich die langen zweigartigen Blätter zusammen. Vor diesen Bäumen umzog aber diesen Palast ein sehr breiter Graben, der geplattet war mit Perlen, Muscheln, und angefüllt mit krystallhellem, wohlduftendem Rosenwasser. Der Pforte des Palastes gegenüber zog eine Brücke über diesen Graben. Sie war sechs Klafter lang und drei Klafter breit, und bestand aus einem Stücke weißen Porzellanjaspis; das Geländer der Brücke war aus gediegenem Golde.

Zein Alasnam wollte über die Brücke schreiten; aber Mobarek hielt ihn auf, und sprach: „Weiter dürfen wir nun nicht „mehr gehen. Seht Ihr nicht jenseits die Wächter des Königs der „Geister?“ Zein Alasnam sah hinüber, und bemerkte zu beiden Seiten der Brücke neun riesiggroße, schrecklich gestaltete, lebende Wesen, die mit großen Keulen von feinem chinesischen Stahle bewaffnet waren, und drohend herüber winkten. „Ich sehe sie,“ antwortete Zein Alasnam. „Sie schwingen schon ihre Keulen,“ fuhr Mobarek fort, „und wie wir die Brücke betreten, so stürzen sie uns entgegen, und zerschmettern uns mit denselben die „Schädel. Selbst hier würden wir nicht ganz sicher vor ihnen „seyn, wenn wir sie nicht durch magische Kunst abzuhalten su„chen.“ Er zog bei diesen Worten einen Beutel aus seinem Busen, und nahm vier breite, gelbseidene Bänder hervor, und sprach, indem er Zein Alasnam zwei derselben hinreichte: „Thut „damit, wie Ihr mich thun sehet.“ Mit dem einen Bande umgürtete er sich, das andere schlang er sich um den Hals, und ließ die beiden Enden desselben über die Schultern auf den Rücken hinabhängen. Zein Alasnam that desgleichen. Nun zog Mobarek zwei große Tücher aus seinem Beutel, und breitete sie auf die Erde aus, und belegte den Rand derselben mit allerlei Rauchwerk und kostbarem Harze. Hierauf trat er in die Mitte des einen Tuches, und sein Begleiter trat auf das andere Tuch. Dann sagte Mobarek: „Ich werde nun den König der „Geister beschwören, daß er aus seinem Palaste hervorkommt. „Mißfällt ihm unsere Ankunft, so erscheint er in einer furchtba„ren Gestalt. Dann müssen wir schweigend seine Befehle er„warten. Ist er aber gnädig gegen uns gesinnt, so erscheint er „in menschlichem Ansehen. Dann begrüßt ihn, zeigt ihm den „Tod Eures Vaters an, empfehlt Euch in seinen Schutz, und „fordert die neunte Bildsäule von rosenrothem Diamant.“

Nachdem er ihn so unterrichtet hatte, fing er seine Beschwörung an. Er sprach sie in einer unbekannten Sprache, die Zein Alasnam gar nicht kannte. Aber gleich nach den ersten Worten fuhr ein fürchterlicher Blitz in großem Zickzack aus der Kuppel des Palastes nach dem Himmel hinauf, und blendete ihre Augen;

ein heftiger Donnerschlag folgte; dichte Finsterniß deckte die ganze Insel; ein gewaltsamer Windsturm erhob sich, und die Erde erbebte. Da bebte auch das Herz des jungen Königs, und zagend sprach er zu Mobarek: „Nun sind wir verloren!“

Mobarek hatte aber eben seine Beschwörung vollendet, und antwortete lachend: „Faßt Muth, so geht alles gut.“ In demselben Augenblicke war es wieder hell um sie her, und aus der geöffneten Pforte des Palastes trat der König der Geister. Er kam aber in derselben Gestalt, wie Zein Alasnam der ehrwürdige Greis mit dem Scharlachmantel in seinen Träumen erschienen war, daß er ihn alsbald für denselben erkannte; nur daß er hier noch eine goldene Strahlenkrone auf dem Haupte trug. Er trat auf die Mitte der Brücke und sah sie fragend an.

Da war dem jungen Könige sein Muth wiedergekehrt. Er neigte sich vor dem Könige der Geister und sprach: „Großmächtigster Gebieter der mächtigen Geister der Erde! ich bin gekommen, dir anzuzeigen, daß mein Vater von dem Geiste des Todes ist von der Erde weggeführt worden. Du hast ihn in seinem Leben deines Schutzes gewürdigt; erweise nun mir diese Gnade deines Schutzes.“

„Was verlangst du für ein Zeichen meiner Gnade?“ fragte der König der Geister. „Gib mir die neunte Bildsäule,“ antwortete Zein Alasnam, „die Bildsäule von rosenrothem Diamant.“ — „Ich nehme dich auf in meinen Schutz,“ erwiederte der König der Geister; „ich habe Solches deinem Vater gelobt; ich habe dich bis hierher geführt; ich verspreche dir auch die neunte Bildsäule von rosenrothem Diamante zu geben, wie ich deinem Vater die acht andern gab. Aber vorher verlange ich dagegen von dir, daß du mir mit einem Eide gelobest, wieder auf meine Insel zu kommen, und mir eine Jungfrau zu bringen, die mindestens funfzehn Jahre alt und vollkommen schön ist. Sie darf aber nicht eitel seyn auf ihre Schönheit, und noch nie eine Unwahrheit geredet haben. Es wird sich zwar kein Mädchen freiwillig dazu verstehen, mit dir auf meine Insel zu reisen; du wirst List und Gewalt brauchen müssen. Aber hüte dich, daß du dich nicht vom Mitleiden bewegen läßt, sie mir vorzuenthalten, und ihr die Freiheit zu geben. Ich müßte dir das Leben nehmen, so sehr ich dein Freund bin.“

Zein Alasnam gelobte ihm mit einem heiligen Eide, diese Bedingung zu erfüllen. „Nur,“ sagte er, „fürchte ich, daß ich getäuscht werde. Die Schönheit kann ich selbst sehen; ihr Alter kann ich zur Noth noch erfahren; auch kann ich im äußersten Falle noch merken, ob sie eitel ist auf ihre Schönheit. Aber wie soll ich erkennen, ob sie in ihrem ganzen Leben noch keine Unwahrheit geredet hat?“ — „Freilich,“ antwortete der König der Geister, „der Schein könnte dich täuschen. Ich will dir aber einen Spiegel geben, der dich nicht täuschen kann.

„Wenn du eine funfzehnjährige Jungfrau siehst, so blicke nur „in deinen Spiegel. Steht ihr Bild darinnen hell und klar, so „ist sie frei von Eitelkeit und wahr, und noch nie ist eine Un„wahrheit über ihre Lippen gekommen. Du wirst aber oft hin„einsehen, und der Spiegel wird trüb angelaufen seyn. Dann „ist die Jungfrau eitel und liebt die Lügen.“

Nach diesen Worten reichte ihm der König der Geister einen Spiegel, der war so klein, daß ihn Zein Alasnam ganz leicht in der hohlen Hand verbergen konnte. Er winkte ihnen hierauf, daß sie gehn sollten, und Mobarek führte den jungen König wieder nach dem Ufer des Sees. Dort wartete schon ihr langnasiger Schiffmann auf sie mit der Gondel, hob sie mit seiner Rüsselnase wieder hinein, setzte sich wieder hinten auf, und trat mit seinen Entenfüßen einige Mal aus, und ruderte sie an das jenseitige Ufer. Sie gingen mit raschen Schritten weiter, und in kurzer Zeit erreichten sie den Dattelwald, und fanden ihre Sklaven mit den Pferden daselbst. Sie saßen sogleich auf und ritten nach Kairo zurück.

Als sie einige Tage in Kairo geruhet hatten, wollte Zein Alasnam nach Bagdad reisen. „Was wollt Ihr aber in Bag„dad?“ fragte Mobarek. „Ich habe schon oft gehört,“ antwortete Zein Alasnam, „daß man in Bagdad der schönen Jung„frauen viele findet, darum will ich dort unter ihnen suchen, „bis ich eine finde, die nicht eitel ist, und die Wahrheit liebt.“ — „O dann versucht doch Euern Spiegel erst hier!“ rief Mobarek aus. „Sind wir nicht hier in Groß-Kairo, und gibt es hier „nicht der schönen Jungfrauen viele?“

Der junge König war es zufrieden. Sie gingen allenthalben umher, wo sie schöne Jungfrauen zu sehen bekommen konnten. Er sah sehr oft in seinen Zauberspiegel — aber! — aber! der Spiegel war immer trüb. Er überzeugte sich endlich, daß er in ganz Groß-Kairo vergeblich suche, und reisete nach Bagdad. Mobarek begleitete ihn.

In Bagdad mietheten sie einen prächtigen Palast an dem schönsten Platze der Stadt. Sie lebten in großem Aufwande, hielten täglich offene Tafel, jeder Gast war dabei willkommen, und wenn abgegessen war, so schickten sie die übrigen Speisen in die nächsten Klöster der Derwische, die noch reichlich davon leben konnten. Dabei versäumte Zein Alasnam keine Gelegenheit, sich nach den Jungfrauen der Stadt umzusehen, und seinen Spiegel dabei zu Rathe zu ziehen. — Aber auch hier war der Spiegel immer trübe, und nie strahlte ihm ein helles Bild daraus entgegen.

Indessen machte ihr Aufwand bald Aufsehen in jenem Theile der Stadt, und man sprach bald allgemein von dem reichen jungen Fremdlinge. Da hörte auch der Imam Bubekir Muezin, der in jenem Viertel der Stadt wohnte, von ihm. Dieser

Imam war aber ein sehr neidischer Mann, der jedem Menschen sein Glück mißgönnte. Dabei war er sehr habsüchtig, aber dennoch nicht reich. Daß Zein Alasnam in Ueberfluß und Reichthum lebe, war für ihn schon hinlängliche Ursache zum Hasse gegen ihn. Und als er eines Abends in der Moschee war, sprach er nach dem Abendgebete zu dem versammelten Volke: „Lieben „Brüder, ich höre, daß ein Fremdling unter uns wohnt, der „täglich großen Reichthum im Wohlleben verthut. Hütet euch „vor diesem Unbekannten! Wer weiß, auf welche Art er diese „großen Reichthümer erworben hat? Er ist wohl nur darum „zu uns gezogen, weil man hier seine Schandthaten nicht „kennt. Wenn aber der Kalif von ihm hört, wird er uns gewiß „zur Rechenschaft ziehen, weil wir ihm keine Nachricht davon „gaben. Thut nun, was ihr wollt! Ich wasche meine Hände."

Da schrie aber das Volk: „Ihr seyd im Schreiben erfahren! „Gebt Ihr dem Kalif davon Kundschaft." Darüber vergnügt, ging der Imam nach Hause, und faßte eine Klageschrift ab gegen den reichen Fremdling, die viele harte Beschuldigungen gegen seine Lebensweise enthielt. Diese Schrift wollte er am andern Tage im Namen des Volkes dem Kalifen von Bagdad überreichen.

Aber Mobarek war auch in der Moschee beim Gebete gewesen, und hatte Bubekirs Verläumdung mit angehört. Er hatte wohl bemerkt, daß nur der Neid aus ihm sprach. Darum dachte er ihn zu besänftigen, nahm sogleich einen Beutel mit fünfhundert Zechinen und einen Pack mit kostbaren Stoffen, und ging hin zu dem Imam. Bubekir erkannte ihn für den Genossen des reichen Fremdlinges, den er verklagen wollte, und fuhr ihn mit trotziger Stimme an: „Was wollt Ihr in meinem Hause?" denn er glaubte, Mobarek wollte ihn wegen seiner Rede zur Verantwortung ziehen. Mobarek reichte ihm sogleich den Beutel mit den Zechinen, und legte den Pack mit den Stoffen nieder, und sprach: „Ich bin Euer Nachbar. Der junge König „von Balsora, Zein Alasnam, hat von Euern Verdiensten ge„hört, und läßt Euch dieses kleine Zeichen seiner Hochachtung „durch mich überbringen. Zugleich soll ich Euch sagen, wie „sehnlich er wünscht, Eure Bekanntschaft zu machen."

Als Bubekir den schweren Beutel in der Hand wog, verging ihm sein Zorn, und er sprach mit ganz anderm Tone, als vorher: „Ich bin ganz beschämt durch die Güte des Königs von „Balsora. Ich habe sehr gefehlt, daß ich ihm nicht schon längst „meine Aufwartung machte; morgendes Tages werde ich aber „das Versäumte sogleich nachholen." —

Am nächsten Morgen nach dem Morgengebete sprach er aber zu dem versammelten Volke: „Ich habe mich näher um den „Fremdling erkundigt, lieben Brüder, und habe mich aufs Neue „überzeugt, daß jeder Mensch doch seine Feinde hat. Weil dieser

„junge Mann in großem Glücke lebt, haben ihn sogleich gott„lose, neidische Leute bei mir verläumdet. Ich kann euch aber „mit Gewißheit versichern, daß dieser vortreffliche Mann ein „Muster aller Tugenden ist. Hütet euch darum, dem Kalifen „etwa falsche Nachrichten über ihn zu hinterbringen.“

Nach diesen Worten ging Bubekir nach Hause, zog seine besten Kleider an, und ging zu Zein Alasnam, der ihn aufs höflichste empfing. Sie sprachen von allerlei, und endlich fragte Bubekir, ob er sich noch lange in Bagdad aufhalten würde. „Je „nachdem meine Geschäfte gehen!“ war die Antwort. Bubekir erkundigte sich näher nach seinen Geschäften, und Zein Alasnam erzählte ihm, daß er eine funfzehnjährige Jungfrau suche von untadelhafter Schönheit, die aber nicht eitel auf ihre Schönheit wäre, und in ihrem ganzen Leben noch nie eine Unwahrheit geredet habe.

„Ihr sucht,“ sagte der Imam, „was Ihr schwer findet wer„det. Die Jungfrauen sind heut zu Tage meist eitel; selbst die „häßlichsten, krummgewachsenen und buckelichten bilden sich oft „noch auf ihre Schönheit was ein. Ach, und dann gar mit der „Wahrheit! da sieht es noch scheuer aus! Eine Nothlüge halten „ja sogar auch manche sonst ehrenwerthe Männer für erlaubt, „geschweige denn ein funfzehnjähriges Mädchen. Da solltet Ihr „wahrscheinlich vergebens in Bagdad suchen, wenn mich der Zu„fall nicht zu Euch geführt hätte. Aber ich weiß Euch eine „solche Jungfrau. Sie ist die Tochter eines Mannes, der frü„her Wessir bei dem Kalifen war. Seit langer Zeit hat er sich „aber von dem Hofe zurückgezogen, und lebt auf seinem Land„hause vor der Stadt. Seine einzige Sorge ist die Erziehung „dieser seiner schönen Tochter. Gefällt es Euch, so gehe ich so„gleich zu dem Wessir, und werbe für Euch um dieselbe bei „ihm.“ Er stand auf, als wollte er gehen.

„Halt!“ rief Zein Alasnam, „ich glaube wohl Euerm Ur„theile über ihre Schönheit; aber wie könnt Ihr mich von ihrer „Wahrheitliebe überzeugen? wie, daß sie nicht eitel ist auf ihre „Schönheit?“ — „Wie wollt Ihr Euch denn selbst überzeu„gen?“ fragte Bubekir. „Ich will ihr Angesicht sehen,“ antwortete Alasnam. — „Ihr könnt also den Leuten durch die Au„gen lesen, wie es in ihrem Herzen aussieht?“ fragte Bubekir spöttisch. „Was Ihr nicht für ein Menschenkenner seyd! Ei, ei!“

Zein Alasnam verdroß dieser Spott nicht. Er ließ sich von Bubekir nach dem Landhause des Wessirs begleiten. Da er voraussah, daß ihm der Wessir seine Tochter unter keiner andern Bedingung überlassen würde, als wenn er sie zu seiner Gemahlin zu nehmen verspräche, sagte er zu ihm: „Ich bin Zein Alas„nam, König von Balsora. Dieser Imam sprach mir von der „Schönheit Eurer Tochter mit solchem Lobe, daß ich mit dem „Entschlusse hierher komme, sie zu meiner Gemahlin zu erwäh-

„len. Doch habe ich dabei die einzige Bedingung zu machen, „daß ich ihr dies nicht eher zusage, als bis ich sie ohne Schleier „gesehen habe. Ist sie dann in der That, wie sie Bubekir ge„schildert hat, so soll der Kadi alsbald die Ehestiftung schreiben.“

Der Wessir war über diesen Antrag sehr erfreut; denn es schmeichelte ihm, daß ein König sein Eidam werden sollte. Er ließ sogleich seine Tochter rufen, und gebot ihr, den Schleier abzunehmen. Sie that es mit holdem Erröthen. Zein Alasnam staunte über ihre wundervolle Schönheit, und sah unbemerkt in seinen Spiegel — und — o Freude! aus dem hellen Glanze des Spiegels lachte ihm klar und schön das Bild der wunderschönen Jungfrau entgegen.

Da wurde die Heirath sogleich geschlossen. Der Kadi wurde gerufen, und schrieb die Ehestiftung. Sie verrichteten das gewöhnliche Gebet, und gingen dann sogleich in Zein Alasnams Palast. Seine Braut wurde in einer Sänfte dahin getragen. Dort wurde ein köstliches Mahl gehalten, und die geschicktesten Sänger und Sängerinnen und Tänzer und Tänzerinnen erhöheten die Freuden des Mahles. Den Wessir beschenkte er königlich, und der Jungfrau gab er einen großen Schatz an Geschmuck von Perlen und Juwelen.

Als sich aber am Abende alle Gäste entfernt hatten, und nur der Wessir noch da war, nahm Mobarek den jungen König bei Seite, und ermahnte ihn, er sollte nun eilen, um dem Könige der Geister die Jungfrau zuzuführen, weil ihm die kleinste Zögerung schon mißfallen könnte. Zein Alasnam war dazu bereit; er wendete bei der Jungfrau vor, er müßte eilig nach seinem Reiche zurück, weil dort seine Gegenwart sehr nothwendig wäre. Die Jungfrau nahm darum noch Abschied von ihrem Vater, und vergoß viele Thränen. Das rührte dem jungen Könige beinahe das Herz.

Sie brachen noch in derselben Nacht auf. Die Männer ritten auf ihren Rossen. Die Jungfrau wurde von zwei Maulthieren in einer Sänfte getragen; ihre Sklavinnen folgten, auf Maulthieren reitend; die Sklaven trieben etliche Kameele nach, die mit allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten für die Reise belastet waren. Sie nahmen den Weg nach Groß-Kairo. Jeden Abend wurde ein kostbares Zelt aufgeschlagen, und ein Ruhebette von Polstern für die Jungfrau darin bereitet; ein anderes Zelt war für ihre Sklavinnen bestimmt. Aber Zein Alasnam ruhete jedesmal mit Mobarek unter freiem Himmel. Oft sprach er da, wenn sie allein waren, zu seinem treuen Gefährten davon, wie sehr es ihn betrübe, daß er diese edle Jungfrau so täuschen müsse. Mobarek tröstete ihn aber immer, und vermahnte ihn, standhaft zu seyn, und die Gefahr zu bedenken, die ihm drohe, wenn er seinen Eid nicht halte.

Sie zogen durch Kairo hindurch, ohne sich aufzuhalten, und

kamen eines Abends wieder in den Dattelwald, wo Zein Alasnam und Mobarek einst ihre Sklaven zurückgelassen hatten, als sie auf die Insel des Königs der Geister gingen. Zein Alasnam hatte die Jungfrau auf der Reise beinahe gar nicht gesehen. Als sie hier aber aus ihrer Sänfte stieg, trat sie zu ihm, und fragte ihn, ob sie nun bald in Balsora wären. Da vermochte er nicht, sie länger zu täuschen, und gestand ihr, daß sie nie Königin in Balsora würde. „Wie?“ fragte sie bestürzt, „seyd Ihr denn „nicht der König von Balsora? und habt Ihr nicht meinem Va„ter gesagt, ich sollte Eure Königin und Gemahlin werden?“

„Ja, gesagt habe ich das wohl,“ antwortete er. „Nun,“ fiel sie ihm in das Wort, „wie kann denn ein Mensch etwas „nicht thun, was er doch einmal zugesagt hat?“ Er gestand ihr nun, daß er sie dem Könige der Geister bringen müßte. Da erschrak sie noch mehr, und rang die Hände und weinte, und warf sich auf die Kniee, und beschwor ihn mit vielen Thränen, er möge sie doch nicht dem Könige der Geister ausliefern, sondern mit sich nehmen nach Balsora, oder ihrem Vater wieder zurückschicken. Sie bat so inständig, daß er ihr beinahe willfahren hätte; denn seine Thränen floßen, wie die ihrigen. Aber Mobarek stand neben ihm, und sprach: „Mein edler Herr, seyd „standhaft, und bedenkt, daß Euer Leben verloren ist, wenn „Ihr sie erhört.“

Solche Worte vernahm auch die Jungfrau. Da trocknete sie ihre Thränen, und sprach: „Nein, Euer Leben muß erhalten „werden für Eure Unterthanen. Da kommt mein kindisches „Daseyn gar nicht in Anschlag. Kommt, führt mich zu der „Insel des Königs der Geister.“ Als Zein Alasnam nun aber sah, wie sie bereit war, ihr Leben für das seinige hinzuopfern, wollte er sich nicht an Großmuth von ihr übertreffen lassen; und so entstand ein edler Wettstreit zwischen beiden, der sich lange nicht entscheiden wollte.

Endlich sprach aber Mobarek: „Es ist ja nicht entschieden, „daß die edle Jungfrau des Todes ist, wenn wir sie zu dem „Könige der Geister bringen. Vielleicht wartet ihrer ein schö„ner Lohn für ihre Wahrheitliebe. Euer Tod aber ist gewiß, „wenn wir sie nicht zu ihm bringen.“

Da die Jungfrau darauf beharrte, ließen sie die Sklaven und Sklavinnen zurück, und gingen endlich durch den Dattelwald hin. Als sie an den See kamen, wartete der wunderliche Fährmann schon mit seiner Gondel, und hob sie mit seiner Rüsselnase hinein. Sie landeten jenseits an, und gingen bis an die Brücke. Da kam ihnen der König der Geister in seinem Scharlachmantel entgegen. Er empfing die Jungfrau aus den Händen des jungen Königs mit beifälligem Kopfnicken, und führte sie schweigend in seinen Smaragd-Palast. Hierauf erschien er sogleich wieder auf der Brücke, und sprach: „Mein

„Sohn, ich bin mit dir zufrieden. Gehe nach deiner Heimath „zurück. Ich werde die versprochene neunte Bildsäule von ro„senrothem Diamant durch meine dienenden Geister auf das „leere goldene Fußgestell bringen lassen.“

Zein Alasnam war darüber vergnügt; doch lag ihm das Schicksal der Jungfrau sehr am Herzen. Darum sprach er bittend: „Gewähre mir nur die eine Bitte, und sage mir das „Schicksal der Jungfrau.“ — „Du hast nur nach deiner Bild„säule zu fragen!“ donnerte ihm der König der Geister entgegen, und verschwand.

Der junge König kehrte nun mit seinem treuen Gefährten Mobarek nach Kairo zurück. Er hielt sich aber nicht lange daselbst auf; denn ihn trieb die Sorge um sein Reich, mehr aber noch seine Neugierde nach der Bildsäule aus rosenrothem Diamant nach Balsora zurück.

Auf dem Wege quälte ihn aber immer der Vorwurf, den er sich machen mußte, daß er eine so edle Jungfrau mit der Unwahrheit getäuscht habe, die nie in ihrem Leben noch eine Unwahrheit gesprochen; daß er sie so ihrem treuen, guten Vater weggestohlen, und einem unbekannten Schicksale preisgegeben hatte. Er hatte keine Ruhe bei Tage und keine Ruhe bei Nacht, und kam so ziemlich betrübt in Balsora an.

Die ersten Augenblicke zerstreueten ihn die Zeichen der Freude, die seine Unterthanen ihm gaben, besonders aber das Wiedersehen seiner Mutter. Er erzählte ihr den Erfolg seiner Reise, und daß er nun die neunte Bildsäule von dem Könige der Geister erhalten habe. — Als sie hörte, daß sie schon in dem unterirdischen Gemache stehn müsse, forderte sie ihren Sohn auf, mit ihr hinab zu steigen.

Sie eilten hinab. Da stand auf dem neunten goldenen Fußgestelle mit rosenrothem verschämtem Angesichte, ganz in rosenrothe Seide gekleidet, eine unbewegliche Bildsäule. Zein Alasnam war von dem Lichte der andern Bildsäulen geblendet. Er trat darum in den Kreis, um sie näher zu sehen. Kaum war er aber hinzugetreten, so stieg die Bildsäule von dem Fußgestelle herunter, und lag in seinen Armen — und es war dieselbe schöne, tugendvolle Jungfrau, die er dem Könige der Geister zugeführt hatte. Sie weinte Thränen der Freude, und Zein Alasnam weinte mit ihr.

„Ach,“ rief sie endlich, „Ihr werdet übel zufrieden seyn, daß „Ihr mich hier findet, wo Ihr eine so große Kostbarkeit zu fin„den hofftet. — „Nein!“ antwortete der König, „der Himmel „kann mein Zeuge seyn, daß mich mein Versprechen oft reuete, „und daß ich es zurückzunehmen wünschte.“

Bei diesen Worten hörte man einen heftigen Donnerschlag, und der König der Geister stand vor ihnen, und sprach: „Sieh', „mein Sohn, das ist die rosenrothe Bildsäule, die ich dir ver-

„sprochen hatte. Nimm sie zu deiner Gemahlin. Sie wird dir „die Sorgen deiner Regierung durch ihre treue Theilnahme er„leichtern, und du wirst an ihren Tugenden einen größern Schatz „besitzen, als du an der rosenrothen diamantenen Bildsäule be„säßest; denn sie wird fortan die Lügen und die Eitelkeit hassen."

Mit diesen Worten verschwand der König der Geister.

Die Jungfrau ward Zein Alasnams Gemahlin, und das Land pries sich glücklich, eine so tugendhafte Königin zu besitzen; und auch zu ihrem Könige neigeten sich durch sie wieder aller seiner Unterthanen Herzen in Liebe und Treue.

Sie lebten lange. Ihr ganzes Leben glich einem schönen, reichblühenden Blumenkranze, aus dem der König der Geister alle Schmerzensdornen sorgfältig ausgebrochen hatte.

„sprochen hatte. Nimm sie zu deiner Gemahlin. Sie wird dir „die Sorgen deiner Regierung durch ihre treue Theilnahme er„leichtern, und du wirst an ihren Tugenden einen größern Schatz „besitzen, als du an der rosenrothen diamantenen Bildsäule be„säßest; denn sie wird fortan die Lügen und die Eitelkeit hassen.“

Mit diesen Worten verschwand der König der Geister.

Die Jungfrau ward Zein Alasnams Gemahlin, und das Land pries sich glücklich, eine so tugendhafte Königin zu besitzen; und auch zu ihrem Könige neigeten sich durch sie wieder aller seiner Unterthanen Herzen in Liebe und Treue.

Sie lebten lange. Ihr ganzes Leben glich einem schönen, reichblühenden Blumenkranze, aus dem der König der Geister alle Schmerzensdornen sorgfältig ausgebrochen hatte.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grimm, Albert Ludwig, 1786-1872

Mährchen der Tausend und eine Nacht für Kinder

Bd.: 1. (1827). - 112 S. : 4 Ill.

Stuttgart 1827

Paed.pr. 4424 q-1/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761802-9